

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 145

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Heiko Werning
Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort von
Walter Gödden



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 145

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 145

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleich-
tem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Coverfoto: Axel Völcker

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2025 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-8498-2134-0

Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

Aus »In Bed with Buddha« (2007)	
Zoodirektor	7
Einzug	12
Frühstück mit Mutter	19
Aus »Mein wunderbarer Wedding« (2010)	
Durch den kommenden In-Bezirk	22
Unerwünschte Mitbewohner	27
Der erste Elternabend	32
Wedding am Ende	36
Aus »Im wilden Wedding« (2014)	
Fenster putzen	39
Walpurgisnacht	43
Schnupperschule	47
Den Sumpf trockenlegen	52
Beim nächsten Mal nehme ich aber eine in Rosarot	58
Die Zeiten ändern sich	60
Aus »Vom Wedding verweht« (2017)	
Zettelwirtschaft	64
Um die Breite einer Nuss	69
Sie hat mir was in die Haare gemacht	73
Ich bin Berliner, holt mich hier raus!	79
Gift und Galle	86
Aus »Wedding sehen und sterben« (2020)	
Kobolde der Finsternis	95
1 Block, verschiedene Welten	101
Das Loch in der Wand	106
Den Lifestyle chillen	110
Das Hohelied der Liebe	114

Techniker-Tracking	118
Halali	122
Wir brennen für Europa	126
Vorsicht, lebende Tiere!	133
Das Portmonee	139
Willkommen im Wedding!	144
Aus »Von Okapi, Scharnierschildkröte und Schnilch«. Ein prekäres Bestiarium	
Alfreds Prachtgurami	150
Der Amerikanische Totengräber	154
Nachwort	160
Textnachweise	168

Aus »In Bed with Buddha«

Zoodirektor

Lokomotivführer oder Feuerwehrmann wollte ja schon in den 70er-Jahren niemand mehr werden. Eher Rennfahrer, Astronaut, Bankchef oder Atomphysiker. Mich hat diese Diskussion nie berührt, ich wusste immer ganz sicher, was ich werden wollte: Zoodirektor. Und da meine Kompetenz und Eignung für diesen Job so vollkommen offensichtlich war, sah ich auch gar nicht ein, wieso ich damit warten sollte, bis ich groß wäre. Also ernannte ich mich einfach selbst zum Direktor des »Zoo Gremmendorf«, den es jetzt nur noch zu gründen galt. Ich malte es mir paradiesisch aus: Ich könnte meine Leidenschaft zum Beruf machen, die Leute würden Schlange stehen und Eintritt zahlen, und Mädchen, ach, Mädchen! Darum würde ich mir als erfolgreicher Zoodirektor nun wirklich keine Sorgen machen müssen. Ich könnte mir aussuchen, ob ich mit Sabine aus der Pommestraße gehen würde oder mit Rendel aus der Hohmannstraße, und vor allem müsste ich mich nicht mehr mit der doofen Michaela abgeben, die ja leider die Einzige war, die irgendwie immer übrig blieb, und besser die, als gar keine, so wie der dumme Hubert, aber sobald uns keiner mehr sah, schubste ich sie weg und rannte nach Hause. Ganz gleich – das alles würde bald ein Ende haben.

Zunächst mussten einige architektonische Probleme gelöst werden. Leider war mein Budget sehr knapp, und von denen da oben – sprich: meinen Eltern – war natürlich kein Geld zu erwarten, an Bildungseinrichtungen wird ja immer zuerst gespart. Aber das machte nichts. Ich trug einen größeren Bestand an Einmachgläsern aus dem Vorratskeller meiner Mutter zusammen, und dazu

– damit meine Eltern dann nicht wie bei jeder Einweihung neuer Gebäude in Münster jammern würden, dass das doch nur hässliche gleichförmige Klötze seien – noch einige Elemente zur baulichen Auflockerung: Margarine-Dosen, Zigarrenschachteln, Marmeladengläser, eine Tupperdose sowie eine Eisbox. Der Bau selbst gestaltete sich einfach: Ich verteilte die Gläser und Kisten nach einem ausgeklügelten System, das ich mir zuvor aufgezeichnet hatte, quer über den gesamten Garten. Wie in jedem richtigen Zoo bekam jedes eine Nummer, die ich gleich auf dem Lageplan eintrug, der somit auch als Zooführer dienen konnte, den ich zur Mehrung meiner Reichtümer und zur Erfüllung des Bildungsauftrages an die Besucher verkaufen könnte. Wie in Zoos üblich, legte ich auch Wege zwischen den Gehegen an. Hier mussten zunächst einzelne Steine reichen, die den Weg vom Rest des Rasens z. B. abtrennten, denn ich hatte mir ein geschicktes Schlangenliniensystem ausgedacht, um so ein richtiges Wegenetz und damit verbunden einen großzügigeren Eindruck der Zoofläche zu schaffen.

Als Nächstes ging es daran, den Tierbestand zusammenzustellen. Das war die leichteste Aufgabe, denn ich kannte sie alle, ich wusste, wo sie sich verbargen, und ich war gut und schnell. Als Erstes zog eine kleine Herde Mauerasseln in eine Margarinedose. Die wohnten unter den Gehwegplatten im Hintergarten, die hatte ich sofort. Leicht waren auch ein paar Hausspinnen und Weberknechte, auch deren Habitate im Geräteschuppen kannte ich exakt. Ich war sehr wählerisch und unterzog alle erbeuteten Spinnentiere einer eindringlichen Prüfung, aber schließlich hatte ich eine kleine Kollektion der Größten und Schönsten unter ihnen zusammengestellt. Die kamen einzeln in die Einmachgläser. Die Marienkäferlarven musste ich nur von den mit Läusen befallenen Pflanzen absammeln, die waren für den Kinderzoo. Die erwachsenen Käfer kamen dagegen in ein Einmachglas,

weitere wurden befüllt mit Heuhüpfern, Kartoffel- und Laufkäfern, Tausendfüßern und Ohrenkneifern. Und schließlich hatte ich auch noch echtes Jagdglück, und stolz konnte ich eine der Großanlagen mit einem Hundertfüßer besetzen, ein wildes, schnelles, unberechenbares und einzelgängerisches Tier, aber ich trieb es geschickt in mein Fangglas. Weitere Spezial-Anlagen waren ein großes Aquarium, in dem ein Wasserkäfer sowie eine wirklich furchterregende Libellenlarve präsentiert wurden, und die Freiflugvoliere, in die ich zwei Zitronenfalter setzte. Sorgfältig trug ich die Artnamen in den Zooführer ein, malte erst einmal 50 Exemplare für den Anfang, und jetzt brauchte es nur noch eines: eine große, engagierte Werbekampagne. Ich malte Dutzende Flugblätter, auf denen ich die Neueröffnung des »Zoo Gremmendorf« verkündete, Öffnungszeiten täglich von 15-18 Uhr, Eintritt 50 Pfennig. Die steckte ich im ganzen Viertel in alle Briefkästen. Ich hatte erst erwogen, meine Freunde und Bekannten persönlich einzuladen, aber nahm dann doch davon Abstand. Ich wollte echte, selbst erarbeitete Besucher, sonst bräuchte ich schließlich keinen Zoo zu eröffnen.

Am ersten Tag setzte ich mich um halb drei vorne an die Straße, ein großer Karton diente als Kassenhäuschen, darauf stellte ich eine unbesetzt gebliebene Margarine-schachtel für die Einnahmen. Erwartungsvoll blickte ich die Straße entlang. Mehrere Leute kamen in Sichtweite. Meine ersten Besucher? Aufgeregt harpte ich der Dinge. Nein, sie gingen einfach vorbei. Vielleicht trauten sie sich nicht rein? Sie mussten doch von dem neuen Zoo gelesen haben! Als um vier immer noch niemand da war, wurde ich misstrauisch. Was hatte ich falsch gemacht? Ich überlegte fieberhaft ... Ich Idiot! Natürlich! Ich hatte das Eingangsschild vergessen! Blitzschnell rannte ich ins Haus, um eines zu malen: ZOO GREMMENDORF, in

Großbuchstaben, na also! Ich klebte es über den Briefkasten und setzte mich wieder ans Kassenhäuschen. Aber es geschah auch weiterhin nichts. Nur mein Vater kam von der Arbeit, sah mich, schüttelte still mit dem Kopf und ging rein. Ich hätte ihn natürlich fragen können, ob er nicht meinen neuen Zoo angucken mochte, aber um nichts in der Welt wollte ich mir diese Blöße geben, nein, da sollte er mal schön selbst ankommen, der feine Herr Papa, wenn die Nachbarn es ihm hinter vorgehaltener Hand ins Ohr flüstern würden, was für einen tollen Zoo sein Sohn da aufgebaut habe, und er würde ganz beschämt sein, dass er selbst ihn noch gar nicht gesehen hat, ja, dass er ihn nicht einmal *bemerkt* hat! Der Eröffnungstag war, das musste ich mir um sieben eingestehen, eine Pleite auf der ganzen Linie. Abends in meinem Zimmer beschloss ich, die Werbung zu intensivieren. Fieberhaft malte ich neue Zettel, die ich am nächsten Morgen vor Schulbeginn im Viertel verteilen würde, und senkte den Preis auf 20 Pfennig. Ich deklarierte es als großes Eröffnungsangebot. Am nächsten Mittag bezog ich wieder Stellung. Und tatsächlich, um viertel nach drei kamen die ersten Besucher. Mist, es war nur der doofe Herwig mit seinem Vater, der sich ohnehin immer mit mir zum Spielen treffen wollte, dabei ging der nun wirklich gar nicht, ich wäre bei den anderen sozial geächtet, würde ich mich mit Herwig verabreden, aber das spielte in diesem Moment keine Rolle: Dies hier war beruflich, da musste man einfach ganz Profi sein. Souverän begrüßte ich meine Gäste, nahm ihnen zwei mal 20 Pfennig ab und dazu noch einmal 50 Pfennig für den Zooführer, dann führte ich sie durch die Sammlung. Ein erhebendes Gefühl! Nach dem Rundgang fragte Herwig natürlich gleich, ob er nicht mitmachen dürfe, er könne ja die Gehege saubermachen oder an der Kasse sitzen, aber ich musste ihm verkünden, dass wir derzeit leider

noch keine Stelle zu besetzen hatten. Auch sein Ansinnen, dass wir doch noch gemeinsam spielen könnten, es wären doch eh keine Besucher da, wies ich brüsk zurück. Ich hatte zu tun. Leider dann doch nicht, wie sich später herausstellen sollte, aber abends betrachtete ich fasziniert meine ersten eigenen Einnahmen, wieder und wieder zählte ich sie durch, der Grundstock für mein zukünftiges Vermögen. Und am nächsten Tag geschah es dann: Sabine! Sabine kam, um meinen Zoo zu besuchen. Ich hätte sie natürlich am liebsten einfach so reingelassen, aber das ging ja nun nicht, da musste man Privates von Geschäftlichem trennen, und so nahm ich ihre 70 Pfennig und führte sie herum. Da würden die anderen in der Schule morgen aber gucken, wenn Sabine jetzt plötzlich mit mir ging. Ich zeigte ihr die Mauerasseln, die sie nicht sonderlich beeindruckten. Bei den Spinnen sagte sie nur: »liiih, die sind ja voll eklig.« Ich war irritiert. Die schönen Spinnen! Aber ich würde sie schon noch rumkriegen. Die Schmetterlinge! Mädchen mochten Schmetterlinge, da war ich mir sicher. Also führte ich sie zur Freiflugvoliere. Die hätte ich allerdings vor der Öffnung noch mal kontrollieren sollen, die beiden tot auf dem Boden liegenden Zitronenfalter waren jetzt natürlich nicht so vorteilhaft. Auch im Aquarium war es zu einem Zwischenfall gekommen: Die Libellenlarve hatte den Wasserkäfer aufgefressen. Naja, das konnte Sabine ja nicht wissen. Konnte sie doch: »Hier steht aber was von einem Wasserkäfer!«, deutete sie auf den Eintrag in meinem Plan, und ich stammelte irgendwas von der nächsten Erweiterungsstufe. Aber was sollte es, jetzt kam schließlich der ultimative Höhepunkt: der Hundertfüßer! Mit dem würde ich sie um den Finger wickeln. Feierlich öffnete ich die Schachtel, hob den kleinen Stein hoch, unter dem die Bestie saß – und tatsächlich: Aufgebracht flitzte er durch sein Gehege, respektgebietend und ehrfurchteinflößend, dieser wilde Jäger des Gartens,

der König der Beete. »Boah, das ist ja voll eklig«, befand Sabine und präzisierte: »Du bist echt krank!« Sagte es, ließ mich stehen und ging nach Hause. Perplex schaute ich ihr hinterher. Ich beschloss, den Zoo für heute zu schließen, heftete ein Zettelchen an den Briefkasten – »Wegen Umbau vorzeitig geschlossen« –, ging in mein Zimmer und weinte ein bisschen.

Als ich am nächsten Mittag von der Schule kam, empfing meine Mutter mich aufgebracht an der Tür. »Was hast du da denn schon wieder angestellt!«, rief sie, »die ganzen Einmachgläser, alle im Garten herumgeschmissen und total verdreckt, die musste ich alle in die Spülmaschine packen!« Ich erstarrte. »Und die gute Tupperdose! Junge, die kannst du doch nicht einfach total einsauen, wieso hast du denn da überall Dreck reingelullt, was soll denn das!?!« Ich rannte nach draußen, aber es war nichts mehr zu retten. In der Mülltonne fand ich nur noch die Margarinedosen, aus denen ich die Kellerasseln befreien und wieder aussetzen konnte, aber der Rest der Sammlung war verloren. Der ganze Zoo – durch eine einzige Katastrophe ausgelöscht. Wie der Münsteraner Zoo im Zweiten Weltkrieg, dachte ich, denn das kannte ich von den großen Tafeln dort im Eingangsbereich. Es schien ein Fluch zu liegen über dieser Stadt.

Einzug

1991 beschloss ich, von Münster nach Berlin zu ziehen. Den Jüngeren sei an dieser Stelle versichert, dass das damals noch nicht ganz so unkompliziert war wie heute, wo man ja praktisch nur durch die Stadt gehen muss, irgendwo, wo es einem gefällt, anklopft und fragt, in welche Wohnung man denn einziehen kann. Damals gab es eine so genannte Wohnungsnot. Das bedeutete, dass nicht in jedem Haus Wohnungen frei waren. Um die

Wahrheit zu sagen: Das bedeutete sogar, dass nicht einmal in jedem Bezirk Wohnungen frei waren. Ein Kommilitone von mir zog, ohne mit der Wimper zu zucken, in einen ausgebauten Partykeller ohne eigenen Eingang in einem Einfamilienhaus in Spandau, für 700 DM Miete, nur gut 10 Gehminuten von der Bushaltestelle des Busses entfernt, der alle 20 Minuten vom U-Bahnhof Spandau losfuhr, und das nur, damit er nicht in den Osten musste, wo es in den Wohnungen kein Telefon und keine Dusche gab, dafür aber Kachelofen und Außentoilette. Meine Güte, ich komme mir sehr alt vor, wenn ich das so berichte, allein die Aussage »kein Telefon« würde bei heutigen Studienanfängern vermutlich nur fassungsloses Staunen auslösen, aber lasst es euch gesagt sein: Damals gab es noch keine Handys. Nicht mal Festnetz, im Osten jedenfalls nicht bzw. nicht ohne weiteres. Und wenn doch, dann nur von der Telekom. Und wenn man von denen einen Telefonanschluss wollte, brauchte man vor allem eines: Zeit. Verdammt viel Zeit. Im Prinzip konnte man dann auch gleich warten, bis das Handy erfunden war. Und noch mehr furchtbare Enthüllungen muss ich der nachwachsenden Generation offenbaren: Meine Kommilitonen, die da wohnten, im Osten, die fanden das nicht mal schlimm. »Na und?«, sagten sie, »wozu brauche ich ein Telefon? Man kann doch einfach bei mir vorbeikommen.« Das allerdings sagten nur die, die in Wohnungen mit Außenklingel wohnten. Eine Gunst, die längst nicht alle teilten, denn viele Häuser verfügten über keine Klingelanlage, und in der hochgradig neurotischen Ex-Zone wurde ab 19 Uhr oder so, im Winter vermutlich auch schon ab 16 Uhr, wenn es dämmerte, die Haustür zugeschlossen, verbarrikadiert und mit über dem Hauseingang angebrachten Teerfässern gesichert. Rein kam man also nicht. »Na und?«, sagten meine Bekannten, die in solchen Hochsicherheitstrakten lebten, »wozu brauchen wir eine Türklingel? Man kann

sich doch auch verabreden, dann komme ich zum vereinbarten Zeitpunkt hinunter und öffne die Tür. Das ist doch ganz einfach.« Wenn ich das jetzt so erzähle, kommt es mir selbst fast wie erflunkert vor, aber genau so war es.

Gut, also, es gab damals eine Wohnungsnot. Und da mein zukünftiger Mitbewohner und ich uns kein Leben ohne Telefon und Klingel vorstellen konnten, wollten wir also unbedingt in West-Berlin wohnen, und das war nicht einfach. Viel Bargeld ist unter der Hand geflossen, Makler nahmen bedenkenlos Abstandssummen von 5.000 DM und mehr, wenn in der Abstellkammer noch drei Schuhkartons standen, die man ja noch nutzen konnte, und man war ihnen sogar dankbar dafür. Noch so bizarre Meldungen aus der Vergangenheit: Wer nach Berlin ziehen wollte, ist einige Monate vorher dorthin gefahren und hat sich freitagnachts an der Kreuzung Mehringdamm/Ecke Yorckstraße postiert, wo nämlich der allererste *Morgenpost-Verkäufer* mit der Samstagsausgabe auftauchte. Man musste aber mindestens zu zweit sein: Einer blockierte schon mal einen Warteplatz in der Schlange vor einer der Telefonzellen in der näheren Umgebung, der andere versuchte, aus dem tobenden Mob, der sich um den Verkäufer versammelte, eine Zeitung zu erbeuten. Dann stürzte man zu der Telefonzelle und hoffte, dass – wenn man endlich reinkam – noch nicht alle freien Wohnungen schon vergeben waren.

Und wir, wir hatten es schon an unserem zweiten Berlin-Wochenende geschafft. Wir hatten eine Wohnung ergattert!

So ging es dann also im September 1991 von Münster Richtung Berlin. Wir brachen um 3 Uhr nachts auf, um die unwegsame Strecke noch vor Sonnenuntergang bewältigen zu können, denn wir fürchteten uns davor, im Dunkeln durch den Osten fahren zu müssen. »Aber was ist denn so schwierig daran?«, höre ich junge Menschen

fragen, »man muss doch nur die A2 bis Berlin fahren!« Die A2. 1991 war diese Autobahn noch ... na ja, lassen wir das. Sagen wir einfach so: Für meine Generation war die A2 ungefähr das, was für viele unserer Großväter Stalingrad war. Ein steter Quell von Mythen, düsteren Erinnerungen, ein Trauma fürs Leben.

Wir waren also um 3 Uhr morgens gestartet, sodass wir gegen Mittag in Berlin ankamen. Als wir über die Seestraße rollten und in den Wedding einfuhren, war ich ganz ergriffen. *Ich* würde in Berlin wohnen! Ich, der kleine Junge vom Land, in der großen Metropole Berlin, und zwar mittendrin, im Brennpunkt des Geschehens, im Wedding, das ist ganz zentral, hatte der Makler gesagt, im Wedding also, wo das Leben tobt, wo die Szene ist, wo ...

»Das sieht ja furchtbar aus hier«, bemerkte Umzugshelfer Marco und unterbrach meine euphorischen Gedankenflüge unsanft, »um Gottes Willen, was habt ihr euch denn da für eine Gegend ausgesucht?« Ich war kurz irritiert und blickte nach draußen. »Es gab hier halt freie Wohnungen«, verteidigte ich mich. »Das wundert mich nicht«, stellte Marco nüchtern fest.

Für mich war es trotzdem das aufregende, flirrende, urbane Leben. Ich machte mich daran, meine neue Umgebung zu erkunden, und kam aus dem Staunen gar nicht heraus. Die *Aral*-Tankstelle! In Münster hatten wir auch in der Nähe einer Tankstelle gewohnt, der *Westfalen*-Tankstelle, und damit war ich immer der König gewesen. »Da kann man bis 23 Uhr noch Bier holen!«, begeisterten sich damals die Freunde. Und jetzt also *Aral*. 24 Stunden geöffnet. Mehr Metropole war für mich gar nicht denkbar. In den ersten Wochen stellte ich mir manchmal extra den Wecker auf drei Uhr nachts oder fünf Uhr morgens, nur um dann zu *Aral* runterzugehen und eine Dose Bier zu kaufen. Ich wollte wissen, wie sich das anfühlt. Und es fühlte sich gut an, verdammt gut.

Ich stand mit meiner 0,5-Liter-Dose *Schultheiss* an der Seestraße, nahm einen tiefen Schluck und freute mich. Ja, ich hatte es geschafft! Ich war ein freier Mann! Ich konnte einfach so, mitten in der Nacht, nur weil es mir gerade in den Sinn kam, eine Dose *Schultheiss* kaufen. Und danach zu »Maximilian's Spezialitäten« gehen. Das war die nächste Sensation. Eine Pommestube, die an Wochenenden bis morgens um sechs Uhr geöffnet hatte. Und so stand ich manches Mal zwischen schwankenden Männern, die ihre Plastiktüten auf dem Boden abgestellt hatten, und laut lallenden Mittvierziger-Frauen, deren überreichlich aufgetragene Schminke im Lauf einer langen, letztlich aber erfolglosen Nacht verlaufen war und deren aufgetuppte Haare sehr nach Endzeitstimmung aussahen, neben den Stehtischchen, angestrahlt vom leuchtenden Gelb der Imbissbude auf der einen und vom rötlichen Glimmer der aufgehenden Sonne, irgendwo dahinten jenseits von Schering, auf der anderen Seite. Noch nicht alle hatten ihre nächtliche Mission aufgegeben, manche Frau quakte noch ungerichtet in die ansonsten schweigsam vor sich hinmümmelnde Menge: »Na, meen Kleener, wo willst denn noch hin heut abend, wolln wa nich noch 'n bisschen was erleben, wir zwee?« Ich war zu schüchtern, um darauf zu reagieren, aber ich war dabei und genoss, ja: Hier standen wir, morgens um fünf, zwischen den Tagen, echte Weltbürger in einer Stadt, die niemals schläft, das mondäne, vibrierende, erotische, pulsierende Berlin, und ich war ein Teil davon. Ein Rülpsler am Stehtisch nebenan drang durch die feierliche Stille.

Tagsüber streifte ich durch die Straßen und konnte mich nicht satt sehen. Da! Ein Ausländer! Nicht so langweilige Engländer, wie man sie in Münster manchmal zu Gesicht bekam, wenn man früh aufstand und wusste, wo sie zum Äsen auf ihre Lichtungen traten, nein, hier liefen

sie einfach so offen durch die Straßen, Ausländer, richtige Ausländer, also solche, die man auch auf den ersten Blick als Ausländer erkannte, man konnte sie einfach so betrachten, sie liefen nicht weg. Ich kam mir vor wie ein Zoologe auf den Galapagos-Inseln. Und nicht nur das, man konnte auch ausländische Dinge von ihnen kaufen. Ich aß den ersten Döner meines Lebens und war restlos fasziniert, ich war so fasziniert, dass ich monatelang überhaupt nur noch Döner aß, nur gelegentlich unterbrochen von einem Besuch bei Maximilian's, wenn ich mir den Wecker gestellt hatte, um mal wieder etwas Berliner Nachtleben zu genießen.

»Das ist schon toll hier«, fabulierte ich an einem meiner ersten Abende im Döner-Imbiss in der Lütticher Straße zum dortigen Wirt, »ich meine, ich finde das toll, wie Sie hier als Ausländer einfach so ... na ja ... einfach so ...« – er hob die Brauen und sah mich zweifelnd an – »na ja, wie Sie hier halt ... leben und ihre Spezialitäten machen, also Döner und so« – er sah mich noch zweifelnder an – »also, ganz wie bei Ihnen zu Hause, für uns ist das ja so exotisch« – sein Blick verfinsterte sich, dann merkte er an: »Ich Deutscher. Guter Deutscher. Ausländer nix richtig arbeiten. Ich schon zehn Jahre Deutscher. Ich richtig arbeiten.« Und ich dachte, na ja, ist vielleicht doch komplexer, als man so denkt, das Großstadtleben, bestellte noch einen Börek zum Mitnehmen und ging nachdenklich nach Hause.

Ich beschloss, meine Mitmenschen besser kennenzulernen. Und das Folgerichtigste erschien mir, mit meinen direkten Nachbarn anzufangen. Also begann ich einfach in meinem Haus, der Ordnung halber im Erdgeschoss. Ich klingelte. Jemand öffnete die Tür. Misstrauisch blickte er mich durch den Türspalt an. Ich schluckte etwas, dann riss ich mich zusammen: »Guten Tag!«, sagte ich so freundlich und aufgeschlossen wie möglich, »ich bin Ihr neuer Nachbar, und ich dachte, ich stelle mich

mal kurz vor!« Fassungslos blickte der Typ mich an. Offenbar brauchte er eine Weile, um sich von dem Schreck zu erholen. Sonst tat sich nichts. Also setzte ich nach: »Äh, ich bin der Heiko. Ich bin gerade aus Münster hierhergezogen, um hier zu studieren.« Der Typ schaute mich noch entgeisterter an, dann endlich rang er sich zu einer Antwort durch und hauchte durch den Türspalt: »Aha.« Das war's. Vielleicht hatte ich ihn irgendwie auf dem falschen Fuß erwischt. Ich beschloss, lieber weiterzugehen. »Äh, ja«, sagte ich, »nun, ich muss weiter, ich wollte ja auch noch bei den anderen Nachbarn vorbei.« Jetzt guckte er fast ein bisschen besorgt. Als ich im Treppenhaus nach oben ging, hauchte er mir etwas hinterher: »Viel Glück!« Leicht beunruhigt versuchte ich es im nächsten Stockwerk. Ich klingelte. Ich hörte ein Rumpeln und ein Schlurfen, wieder ging die Tür einen Spalt weit auf, wieder versuchte ich es mit: »Guten Tag! Ich bin neu hier eingezogen, und ich dachte, ich stelle mich mal kurz...«, aber diesmal kam ich gar nicht erst weiter. Ein lautes »Hä?!« schlug mir entgegen, dann knallte die Tür vor meiner Nase zu. Ich war verwirrt. Beim nächsten Nachbarn ging erst gar keiner an die Tür. Zwar hörte ich deutliches Husten und Keuchen in der Wohnung, aber trotz mehrfachen Klingelns passierte nichts. Nun ja, dachte ich und beschloss, das Experiment erst einmal abzubrechen. Da werde ich wohl noch einiges lernen müssen, bis ich mich hier richtig eingelebt habe. Aber, da war ich mir sicher, so schnell würde ich nicht klein beigeben. Das würden wir ja schon noch sehen.

Frühstück mit Mutter

Münster, Samstagmorgen. Ich sitze noch schlaftrunken mit meiner Mutter beim Frühstück, als das Telefon klingelt, das neben ihrem Eierbecher liegt.

»Werning!«, meldet sie sich fröhlich und hält das Gerät mit einer Hand, während sie mit der anderen versucht, das Eiweiß aus der Schale zu porkeln, »ach, hallo Clementine!«.

Oha, Clementine. Damit nimmt das Frühstück eine entscheidende Wendung, das ist mir sofort klar. Wenigstens würde ich jetzt meine Ruhe haben vor der morgendlichen Hyperaktivität meiner Mutter, die sie so gar nicht vererbt hat. Ich widme mich also den *Westfälischen Nachrichten*. Ich angle sie vom Platz meiner Mutter, die sich schon vor meinem Erscheinen am Tisch ihrer Lieblingslektüre, dem Studium der Todesanzeigen, gewidmet hat.

»Wieso »wieder gut?««, höre ich, während ich versuche, die Zeitung zu lesen.

»Na, sag mal ... Mach keinen Quatsch, ich habe gerade kein Geld für 'nen Kranz über!«

Aus dem Hörer dringt schepperndes Gelächter.

»Na, du weißt ja, wie schnell das geht! Wieso bist du denn nicht eher zum Arzt gegangen!«, wirft sie ihrer Freundin vor, als ob sie selbst es nicht wäre, die sich jedem Arztbesuch beharrlich verweigert.

Während ich mir Kaffee eingieße, höre ich: »Blut verloren? Du, wie bei der Maria hier aus der Nachbarschaft! Die hatte auch jeden Morgen so einen dünnflüssigen, schwarzen Auswurf!« Ich blicke versonnen auf die dampfende Tasse und die Todesanzeigen. »Ja, die ist auch nie zum Arzt gegangen, und dann ging's ruckzuck!«

»Ja, hast ja Recht! Das spart den Blagen die ganzen Kosten.«

Lautes Gelächter aus Mund und Hörer, ich lächle etwas gequält.

»Aber sach mal, was war denn?«, erkundigt sie sich nun, während ich im Lokalteil die neuesten Diskussionsbeiträge überfliege, wie man vor dem Münsteraner Bahnhof der abgestellten Fahrräder Herr werden könnte, und dabei mein Brötchen mit Marmelade bestreiche.

»Nee, echt, so viel Blut hast du verloren? Wie beim Fritz letztes Jahr. Na, mit dem war's dann ja auch schnell vorbei.« Beide lachen.

»Was war's denn? 'Ne innere oder 'ne äußere Hämorrhoid?«

Ich beiße herzhaft in mein Marmeladenbrot, wische mir anschließend den Mund ab und schaue versonnen auf die Fruchtgeleereste an meinem Finger.

»Ja, nee, das ist ja auch ne Sauerei, das kriegt man ja kaum wieder rausgewaschen!«

Meine Mutter versucht derweil, sich Schinken aufs Brot zu bugsieren. Sie lässt ihn sich immer hauchdünn schneiden, das schmeckt sehr gut, ist aber ein ziemliches Gepule, um die Molekülschichten dann irgendwie aufs Brötchen zu bekommen. Ihr Finger schiebt sich zwischen das Fleisch, während sie laut in den Hörer trompetet:

»Echt? Fingerdick? Und die haben sie richtig verödet?«

»Ach ja, und so ein Abszess, den haben sie auch gleich rausgeschnitten?« Der Schinken baumelt jetzt über ihrem Zeigefinger, sie wirft ihn aufs Brötchen.

»Du, weißte noch, bei Ingrid? Da haben sie ja so'n faustgroßen Abszess...«

Ich löffle in meinem Ei.

»Ach nee, hast Recht, das war ja an der Gebärmutter.

Ja, is auch nicht schön!«

Irgendwas prustet im Hörer, jetzt lacht auch meine Mutter auf: »Nee, hast Recht, die brauchen wir ja wirklich nicht mehr!« Lautes Gelächter.

»Ja, die Ingrid hätte die ohnehin nicht gebraucht. Die geht ja wohl ungeöffnet wieder zurück!« Noch lauterer Gelächter.

Ich löffle weiter mein Ei, es ist nicht ganz durch, ein Teil des Eiweißes ist noch flüssig und schwappt mir vom Löffel.

»Ja, bei Gerda war das ja ganz vereitert, da mussten sie alles ausräumen!«

Ich versuche, den runtertropfenden Eiweißfaden mit dem Mund aufzufangen, das Eigelb tropft dabei vom Löffel. Ich schlürfe alles auf, während meine Mutter ruft:

»Ich muss mal Schluss machen, wir sitzen hier noch beim Frühstück! Ich ruf dich nachher noch mal an, okay?«

Sie drückt den roten Knopf, legt den Hörer auf den Tisch und sagt mir: »Die Clementine! Die war im Krankenhaus! Der haben sie zentimeterlange Hämorrhoiden entfernt!«

»Scheint sich ja ganz gut erholt zu haben«, knurre ich.

»Ja, aber sie hat ganz schön viel Blut verloren!« Sie blickt auf ihre zweite Brötchenhälfte. »Ach, da fällt mir ein, ich hab ja noch Blutwurst da ...« Sie geht zum Kühlschrank:

»Willst du auch 'ne Scheibe?«

Ich blicke sie kurz an und stelle mir eine vergleichbare Szene beim Brunch in irgendeinem trendigen Szenelokal in Friedrichshain, Prenzlauer Berg oder Mitte vor, und mit einem Mal fühle ich mich sehr wohl und heimelig hier am Frühstückstisch, im robusten Westfalen.

»Ach ja, gib mal her«, antworte ich beschwingt.

Aus »Mein wunderbarer Wedding«

Durch den kommenden In-Bezirk

Die junge Journalistin ist nett. Sie ist vielleicht Anfang 20, sie hat noch Träume, Ideen, Ideale. Wahrscheinlich hat sie sogar noch Sex. Was will sie von einem desillusionierten, zynischen, alten Sack wie mir? Ich erfahre es schneller, als ich weghören kann: Sie glaube ja, dass der Wedding bald das ganz große Ding würde. Nach der Wende, da seien ja die ganzen Ost-Bezirke dran gewesen, aber jetzt würde sich das Blatt wenden. In Nord-Neukölln wäre es ja auch schon losgegangen, und jetzt sei eben der Wedding an der Reihe, die Zeichen seien doch ganz deutlich. Sie wolle da unbedingt was drüber schreiben, ob ich nicht mal mit ihr durch den Kiez ziehen wolle, und sie macht dann eine Reportage darüber.

Seit ich hier wohne, also immerhin seit 1991, taucht mindestens einmal im Jahr irgendwo ein Artikel über den Wedding als den kommenden Trendbezirk auf. Es muss so etwa 1993 gewesen sein, als die *Zitty* mit einem brandheißen Titel über den »In-Bezirk Wedding« oder so aufmachte. Diverse Künstler, Schriftsteller und Kreative kamen darin zu Wort und erklärten, warum der Wedding die allerbesten Voraussetzungen habe, das neue Szeneviertel schlechthin zu werden. Ich hätte das Heft aufheben sollen, als Mahnmal. Für alle nachfolgenden Journalisten. Und für alle, die nachlesen wollen, was man auf das Gesabbel von Künstlern, Schriftstellern und Kreativen geben sollte.

»Es ist ja gar nicht zu übersehen«, begeistert sich die junge Journalistin weiter, »immer mehr Kreative ziehen in den Wedding.«

»So, so«, sage ich skeptisch, »wer denn zum Beispiel?«

Sie sieht mich kurz irritiert an: »Na, du wohnst hier

doch«, führt sie aus, »und ich bin jetzt auch hierhergezogen.«

Ich seufze.

Also gut, wie gesagt, sie wirkt wirklich nett. Und auf eine Wedding-Tour mehr oder weniger kommt es für mich auch nicht mehr an. Auf geht's. Wir laufen ein bisschen durch den Kiez. Unterwegs fallen ihr zunächst die vielen leeren und verrammelten Ladenlokale auf, ein deutliches Zeichen des Niedergangs. Aber von solchen Nichtigkeiten ist ihre Theorie nicht ins Wanken zu bringen.

»Wahnsinn!«, jubiliert sie, »was für ein Potenzial!«

»Was?«, frage ich verwirrt, während wir vor einem ehemaligen Möbelgeschäft stehen, das schon seit zwei Jahren provisionsfrei zu vermieten ist.

»Hier ist richtig Raum für Kreativität, wo hat man so was schon?«

Tja, was soll ich sagen: Raum für Kreativität haben wir massenhaft, das ist wohl wahr. Da bin ich fast selbst ganz beeindruckt.

Die Journalistin ist begeistert: »Genau! Hier gibt es Platz für Projekte.«

Nachdem wir ein halbes Dutzend potenzielle Entfaltungsräume passiert haben, kommen wir zu einem Projekt, das schon eine Weile läuft. Es heißt *Zum Korken*. Darin kriegen wir erst mal eine schöne Molle. Für 1,80. Die Journalistin ist begeistert.

»Na, für wen schreibta denn?«, fragt die Wirtin.

Die Journalistin ist verblüfft: »Woran sieht man das denn?«

»Na, was'n sonst?«

Ich bin zufrieden: Die Dame ist Profi.

Als Nächstes gilt es, das Multikulturelle zu besichtigen. Die Journalistin zeigt sich auch hier begeistert: Von der Thai-Massage mit dem schummerigen roten Licht zum Beispiel, vor dessen Tür ein schmerzbäuchiger Typ mit

Goldkettchen steht. »Das ist ja toll, Massage, Meditation, mal zu sich kommen!« Ich verzichte darauf, ihr mitzuteilen, dass der Zweck dieses Ladens meines Erachtens eher weniger darin besteht, dass der Kunde mal zu sich kommt, sondern eher darin, dass er überhaupt mal kommt, und führe sie weiter zu unserem lustigen haus-eigenen Restaurant. Vorher bitte ich sie noch kurz herein, diese Sehenswürdigkeit will ich ihr nicht vorenthalten. Ich führe sie in den Innenhof und deute auf ein Fenster in der Häuserfront: »Und da wohnt Robert Rescue«, erläutere ich.

»Nein!«, ruft sie begeistert, »der Robert Rescue?«

»Ja-ha«, kann ich betont gelassen antworten, »der Robert Rescue«.

»Kann ich den mal kennenlernen, jetzt gleich?«, ruft sie begeistert aus. Ich gucke kurz auf die Uhr – es ist noch vor eins, ich schüttele bedauernd mit dem Kopf. »Um die Zeit empfängt Rescue noch nicht«, teile ich ihr mit. Zum Trost präsentiere ich ihr den aktuellen *flame war* in unserem Flur. Unsere Hausverwaltung teilt darin allen Mietern mit, dass sie die Hausmeisterserviceagentur *Baum* fristlos gekündigt habe, »aus gegebenem Anlass«, wie sie betont. Man solle sich vorerst mit seinen Anliegen an die Hausverwaltung wenden. Das möchte die *Baum*-Hausmeisterserviceagentur nicht auf sich sitzen lassen. In dem Hausmeisterserviceagentur-Glaskasten hängt deshalb ein handschriftlicher Zettel, auf dem in ungelinker Krakelschrift steht, dass man sich bei uns Mietern sehr für die intensive und gute Zusammenarbeit bedanke, und dass man nicht freiwillig gehe, sich aber nichts vorzuwerfen habe. Wer Näheres erfahren wolle, der solle ruhig anrufen, darunter eine Handy-Nummer. Ich blicke fasziniert auf den Aushang. Das ist vermutlich die erste Telefonnummer einer Hausmeisterserviceagentur, wo mal jemand rangehen würde, sage ich zur Journalistin.

Im Restaurant im Vorderhaus kehren wir erst einmal auf eine Molle ein. »Eine was?«, fragt der türkische Wirt irritiert. Ich erkläre ihm, was eine Molle ist. Ich weiß das zwar selbst nur aus zweiter Hand, weil im Wedding vermutlich kein Mensch das Wort kennt, geschweige denn verwenden würde, aber die Journalistin ist sehr beeindruckt und findet das wahnsinnig authentisch. Unser Hausrestaurant ist gerade in einer etwas undefinierten Phase. Ich berichte über die Historie: Pakistanisch-indisch, indisch-indisch, deutsch-mexikanisch, indischmexikanisch, türkisch-deutsch, türkisch-italienisch. Die Journalistin ist begeistert: das sei ja Multikulti vom Feinsten. Ob er denn auch schon bemerkt habe, dass die Gegend sich hier verändere, will die Journalistin von unserem türkischen Wirt wissen, ob er als Weddingler Angst habe, dass nun alles zu schick würde? Er schaut sie empört an: Er sei doch kein Weddingler, ruft er entsetzt aus. Hier würden doch viel zu viele Ausländer wohnen, das wäre nichts für ihn, er wohne in Mariendorf, da sei es schön, da könne man gut wohnen. Die Journalistin guckt ihn etwas aufgeschreckt an, dann aber entschließt sie sich zur Verteidigung ihrer neu erwählten Heimat: Das sei doch alles sehr schön hier! Dem Restauranttürken geht offenbar auf, dass seine Ansage vielleicht nicht ganz so geschickt war, und schnell relativiert er: Ja, klar, das sei schon toll hier. Aber er habe ja Kinder, und Kinder, die könne man hier natürlich auf keinen Fall großziehen. Dann guckt er mich erschrocken an, immerhin sind meine Freundin und ich mit unseren Kindern seine vermutlich einzigen Gäste außerhalb der Mittwoche, wenn eine Horde Jesus-Freaks das Restaurant übernimmt. Er flüchtet hektisch hinter den Tresen und gibt uns noch eine Runde Bier aus. Versonnen blickt die Journalistin auf die Info-Blätter der Christen. Der Wirt sieht das und ruft von hinter dem Zapfhahn: »Ich bin aber

Moslem! Die sind nur zum Singen hier.« Erheitert trinken wir das zweite Bier und ziehen dann weiter.

Auf zur Müllerstraße. Hier gibt es allerhand zu sehen. Ein Ramschgeschäft. Und daneben: noch ein Ramschgeschäft. Gleich darauf: ein Ramschgeschäft. »Toll, was es hier alles gibt«, jubelt die Journalistin, offenbar inzwischen schon etwas angetrunken. Dann stehen wir vor einem neu eröffneten Imbiss, und ich schaue fassungslos darauf: »Vegetarische Oase« heißt das Ding. Was wollen die denn hier? Habe ich doch irgendwas verpasst? Sie juchzt. Dann fällt mein Blick auf die Werbetafel davor: »Heute: Hotdog«. Ich bin beruhigt.

Jetzt will sie unbedingt etwas ganz Authentisches. Sie will einen Futschi. Davon hat sie mal gehört. Wahrscheinlich bei uns, bei den Brauseboys, weil Volker Surmann, der Friedrichshainer, das ständig als angeblich typisches Wedding-Getränk in seine Texte einbaut. Ich habe so was noch nie getrunken, ich würde nicht mal drauf wetten, dass es so was hier überhaupt gibt, aber die Blöße will ich mir nun auch nicht geben. Meine Hoffnungen ruhen auf der *Moranda-Bar*. Und siehe da, es klappt. Wir bestellen zwei Molle und zwei Futschi. »Molle? Bier könnta habn«, weist die Wirtin uns zurecht. Jawoll! Und kurz darauf knallt sie uns vier Gläser auf den Tisch. Wir stoßen mit den Bieren an, und als die Journalistin mal kurz verschwinden muss, lasse ich auch was verschwinden, nämlich meinen Futschi in der Hydrokultur auf der Fensterbank, denn das lassen wir mal schön für die Friedrichshainer und Neuzugezogenen, das muss man ja wirklich nicht auch noch selbst trinken.

Die Journalistin kommt zurück getorkelt, sieht mein leeres Glas, schüttet ihren Futschi runter und bestellt, offenbar inzwischen völlig enthemmt, gleich noch eine Runde. Ich verfare wie beim ersten Mal, und nachdem sie auch den zweiten Futschi runtergestürzt hat, stütze ich sie und geleite sie nach draußen. Zum Glück wohnt

sie direkt um die Ecke. Ich bringe sie noch bis dahin, unterwegs lallt sie mir noch ein bisschen in die Ohren, dass das hier alles bald total trendy würde und die voll angesagte Wohngegend, dann muss sie sich tatsächlich noch in die Rabatten am *Schraders* übergeben. Wenn die das mitkriegen, fordern die bestimmt gleich wieder eine Umgestaltung des Platzes, gegen die Trinker, kichere ich in mich rein, während ich die junge, hoffnungsfrohe Dame verabschiede.

Mit ihrer Theorie wird sie falsch liegen, denke ich, während ich auf dem Rückweg an ihrer Lache vorbei gehe. Aber eine würdige Weddingerin, die könnte sie vielleicht trotzdem werden.

Unerwünschte Mitbewohner

Sonntagmorgen, 10 Uhr, draußen ist schönsten Frühlingswetter. Endlich mal ordentlich durchlüften, den Mief vom Winter aus der Wohnung lassen! Aber kaum habe ich das Fenster geöffnet, dröhnen aus dem Hinterhof furchterregende Geräusche herein. Was denn diesmal? Hört einer der islamischen Nachbarn wieder seinen aktuellen Muezzin-Podcast? Ist der Typ aus dem Seitenflügel nach einer langen Samstagnacht nach Hause gekommen, hat seine *Scorpions*-Sammlung wiederentdeckt und die Anlage voll aufgedreht? Nein, es ist zwar ein grauenhaftes Gejaule und Geheule im Hof, aber gegen den Muezzin spricht die Instrumentierung und gegen die *Scorpions* die fehlende E-Gitarre. Klingt ein bisschen wie Xavier Naidoo. Ich höre genauer hin. Oh nein! Ich ahne die Ursache.

Man hat es schon nicht leicht in diesem Haus. Erst waten es die Lebensmittelmotten. Sie tauchten plötzlich auf und waren nicht mehr wegzubekommen. Obwohl wir

zwischen durch keinerlei Lebensmittel mehr in der Wohnung hatten und uns ausschließlich vom *Saray*-Imbiss ernährten, um die Biester auszuhungern. Aber sie haben länger durchgehalten als wir. Als ich schon vom Geruch roher Zwiebeln Magengrimmen bekam, haben wir uns in unser Schicksal gefügt. Dann kamen die Ratten. Die Hausverwaltung hat irgendwann den Kammerjäger geschickt, aber es hat sich unterm Strich nicht viel getan. Es herrscht jetzt so eine Art natürliches Gleichgewicht im Hof zwischen den Nagern und den Mitarbeitern der Firma Rent-to-kill. Wobei, Gleichgewicht trifft es nicht ganz. Während man durchaus alle paar Wochen beim Verlassen der Wohnung über eine tote Ratte stolpert, die das Mädchen aus dem dritten Stock dann feierlich hinter den Fahrradständern begräbt und in einer Klarsichthülle ein kleines Gedicht aus dem Poesiealbumsprüchebuch dazu schreibt, lag bisher noch kein einziger Rent-to-kill-Mitarbeiter tot im Hof.

Neulich ist zwar tatsächlich jemand auf der Seestraße niedergestochen worden, aber ich halte es eher für unwahrscheinlich, dass das die Ratten waren, auch wenn die Polizei noch keine Spur von den Tätern hat. Wie dem auch sei, wir haben gelernt, mit ihnen zu leben: Mit den Islamern. Mit den *Scorpions*. Mit den Motten. Mit den Ratten. Da kann Rent-to-kill noch so viele rote Totenkopfzettelchen an die Kellertür kleben. Man wird sie nicht wieder los.

Und jetzt sind auch noch die Christen dazu gekommen. Vorne, im Restaurant. Aus anderen Stadtteilen höre ich immer nur, dass, wenn die Restaurants schlecht sind und schlecht laufen, Schimmel, Schaben oder Mäuse dort einziehen. Nicht so im *Lehmann's*-Restaurant bei uns im Vorderhaus. Das lief immer schlechter, das Essen wurde immer schlechter, und jetzt sind da die Christen. Es ist wirklich ein schlechter Witz: Da wohne ich mitten im Wedding, die Presse fantasiert permanent von einer

schleichenden Islamisierung des ganzen Viertels – und wir kriegen ausgerechnet die Christen ins Haus. Keine Ratte traut sich mehr in den Innenhof, wenn von vorne wieder die höllischen Himmelsgesänge ertönen.

Unsere Christen sind nämlich Freikirchler. Genau genommen Volksmissionare der charismatischen Bewegung aus dem Bund Freikirchlicher Pfingstgemeinden. Nette Leute eigentlich, aber halt ein bisschen irre. Die haben das marode *Lehmann's*-Restaurant komplett übernommen. Das heißt, es gehört schon immer noch Herrn Büyükslan, dem freundlichen Türken und gläubigen Mohammedaner, aber der hat es untervermietet an die Evangelikalen, nachdem niemand mehr bei ihm essen mochte.

Ich gehe los, um Brötchen fürs Frühstück zu holen. Als ich aus dem Haus trete, muss ich mich direkt durch die Charismatiker drängeln, die auf dem Bürgersteig stehen, mitten auf der Seestraße, mit Gitarre und irgendeiner Handtrommel, und von Jesus singen. In jeder anderen Gegend Berlins wären sie wahrscheinlich schon längst wegen Ruhestörung oder Gehflussbehinderung verhaftet worden oder hätten einfach aufs Maul gekriegt. Aber auf den Straßen des Weddings gilt das eherne Gesetz des Ignorierens. Auch wenn es sicher nicht leichtfällt. Vor allem dem libanesischen Imbiss direkt daneben mit den Koransuren in arabischer Schrift an den Wänden. Das dürfte ziemlich geschäftsschädigend sein, denke ich mir, aber ohne die Miene zu verziehen, sitzt der Oberlibanese tapfer am Tischchen vor seinem Laden und lässt die Jesus-Gesänge stoisch über sich ergehen. Was mich in meiner Annahme bestärkt, dass der Laden ohnehin nur ein Drogenumschlagplatz ist: Den Dealern wird's egal sein, ob sie durch Christen müssen, und die komischen Teigtaschen, die er zur Tarnung vorrätig hat, halten natürlich länger, wenn sich nicht ständig irgendwelche Leute vor seinen Laden setzen und die Dinger wegessen.

Als ich vom Bäcker zurückkomme, sitzt er immer noch ohne sichtbare Regung da, während die drei Jungchristen immer noch in Reihe stehen, singen, einer trommelt und eine Gitarre spielt. Von hinten kommt Friedrich der Große heran, wie immer in voller Montur (blauer Frack, Lockenperücke, Friedrich-der-Große-Hut). Oft schon hat es mich gejuckt, ihn zu fragen, warum er so herumläuft. Aber erstens habe ich Angst davor, dass er so was sagt wie: »Wieso? Was sollte Friedrich der Große denn Ihrer Meinung nach anziehen?« Und zweitens werde ich den Teufel tun und meine soziale Stellung in der Gegend gefährden, indem ich gegen die Regel Nr. 1 verstoße: Hier wird nicht gefragt. Und wenn einer wie Friedrich der Große rumlaufen will, dann läuft er eben wie Friedrich der Große rum. Was gibt's denn da zu gucken? Wem das nicht gefällt, der soll doch in den Prenzlauer Berg gehen! Da laufen alle rum wie *H&M*-Models. Hier dagegen läuft halt jeder rum, wie er will. Oder er stellt sich auf die Straße und singt Christenlieder. So ist das halt. Nicht schön, aber nicht zu ändern. Einziger Pluspunkt: Der Kampfhund von dem Fahrradladen ein Haus weiter traut sich nicht mehr auf die Straße, wenn die Christen dort lärmen. Hat halt alles seine Vor- und Nachteile. Außerdem: So lange sie live dort singen, werfen sie nicht die Lautsprecherboxen an, die sie draußen über der Tür befestigt haben, und lassen den Flachbildschirm aus, den sie ins Schaufenster gestellt haben, gleich unter der immer noch dort prangenden und von besseren Zeiten kündenden Aufschrift: »Spielautomaten« sowie »gepflegte Biere und Schnäpse«. Auf diesem Bildschirm lassen die Christen nämlich gern irgendwelche Verkündungsvideos laufen, und über die Lautsprecher beschallen sie dann die Straße. Über Ostern ging das sogar 24 Stunden am Tag so. Da dürfte sich manch Betrunkener, der nachts nach Hause torkelte, ein wenig erschrocken haben, als es plötzlich neben ihm auf dem Bürgersteig

dräute: »Die Strafe liegt auf Ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.« Oh scheiße, wird sich der Besoffene da gedacht haben, ich hätte doch dieses letzte *Schultheiss* nicht mehr trinken sollen. Und aus dem *Lehmann's*-Eingang schalle es dann: »Wir müssen durch viele Bedrängnisse in das Reich Gottes eingehen.« Volksmission halt.

Friedrich der Große bleibt kurz stehen, lässt das Szenario auf sich wirken und schüttelt dabei ungläubig den Kopf unter seinem Hut. Es ist so ein »lauter Verrückte«-Kopfschütteln. Ich schlängle mich an den Singechristen vorbei und husche noch vor dem Alten Fritz in unseren Hauseingang. Puh.

Im Innenhof werde ich von einem ohrenbetäubenden Gitarren-Solo empfangen. Der »wind of change«. Na also. Irgendetwas Arabisches predigt aus dem Seitenflügel dagegen an. In der Wohnung mache ich schnell die Fenster zu, genug Frühling jetzt, dann decke ich den Frühstückstisch. Ach, schnell noch die Sonntagszeitung reingeholt. Im Briefkasten ist auch noch die Post vom Vortag. Darunter ein Brief an, ich staune nicht schlecht, den FDP-Ortsverband Wedding. Muss der Briefträger irrtümlich mit bei uns reingeschmissen haben. Wahrscheinlich, weil er, nach inzwischen einem halben dutzend Mitbewohnern und nachdem ich die Redaktion über insgesamt drei Reptilienzeitschriften übernommen und außerdem noch zwei Plattenlabels gegründet habe, einfach jeden exotisch adressierten Brief an unser Haus routinemäßig bei mir einwirft. Die Adresse stimmt nämlich. FDP-Ortsverband Wedding? Ich bin fassungslos. Ein schnelles Googeln aber bringt die schreckliche Gewissheit. Es stimmt: Unser Haus ist jetzt auch von Liberalen befallen. Ungläubig starre ich auf den Bildschirm. Ich fürchte, ich werde doch mal ein ernstes Wörtchen mit Rent-to-kill reden müssen.

Der erste Elternabend

Jetzt ist es passiert. Jetzt bin ich endgültig richtig Eltern. Vater bin ich ja schon seit zweieinhalb Jahren, aber Eltern, das ist ja doch noch mal was anderes. Vater, das klingt eben nach Kind, nach väterlich, nach niedlich, irgendwie auch noch danach, dass es dazu ja schließlich auch mal gekommen sein muss. Eltern aber klingt nur noch nach erwachsen, nach Verantwortung, nach Lebensunterhalt für die Familie. Man könnte all das, was da mitschwingt, auch so zusammenfassen: Väter, das klingt so, als könnten sie noch Sex haben. Eltern aber auf gar keinen Fall.

Da trifft es sich ganz hervorragend, dass ich nun also auf den ersten Elternabend meines Lebens gehe. Unser Sohn ist sechs Wochen zuvor in die Kita gekommen – Kindergarten hieß das früher bei uns, aber da ich mich noch dunkel erinnern kann, dass ich selbst mal in den Kindergarten gegangen bin, gefällt Kita mir weitaus besser, denn in eine Kita bin ich garantiert nicht gegangen damals. Und heute steht er an, der erste Elternabend der Kita-Saison, mein erster Elternabend. Jetzt bin ich Eltern.

Ich werfe mir die erforderlichen Medikamente ein, die mich hoffen lassen, den Abend halbwegs zu überstehen. Denn seit das Kind in der Kita ist, sind wir ununterbrochen krank. Offenbar hat jeder Krankheitserreger, der die Stadtmauer von Berlin überwunden hat, sein ganz privates kleines Refugium in unserer Kita gefunden. Dort geht es ihm gut, dort erholt er sich von den Strapazen in der Welt da draußen, dort regeneriert er sich und dort mutiert er ein bisschen vor sich hin, um in neuer, noch schlagkräftigerer Ausführung wieder den beschwerlichen Weg durch die Atemwege und Magen-Darm-Trakte der Stadt anzutreten, die Kinder als will-

fährige trojanische Pferde nutzend und über deren Eltern ihren nächsten Vernichtungsfeldzug beginnend. Also, kurz noch die Nase putzen, und dann los, ehe sich alles wieder neu gebildet hat.

Auf das Eingangstor der Kita streben andere Menschen zu. Ach was, Menschen. Sind sicher auch bloß Eltern. Merkwürdig, da draußen sind sie noch Schriftsteller und Angestellte, Lebensmittelhändler, Kleinkriminelle und Kneipenwirte, und in dem Moment, wo sie sich vom Menschenstrom auf dem Bürgersteig herausschälen in Richtung Eingang sind wir plötzlich alle nur noch Eltern. Wir nicken einander scheu zu, danach schniefen wir noch kurz unsere Taschentücher voll und werfen ein paar Halstabletten nach.

»Achtung! Wir haben Läuse!«, steht auf einem großen Schild am Eingang. Ich lache kurz auf. Läuse! Wenn's nur das wäre. Die kann man wenigstens sehen und tot machen. Ich fühle mich kurz versucht, das Schild zu ergänzen: »Achtung! Wir haben Läuse! Und Streptokokken und Pneumokokken und Staphylokokken und Kolibakterien und Grippe-Viren und Noro-Viren und wahrscheinlich auch Hanta-, Ebola- und Pest-Viren sowie Flöhe und Bandwürmer.« Achselzuckend gehen wir an der läppischen Läuse-Warnung vorbei und betreten schnaubend, röchelnd und hustend den Sitzungssaal. Das ist die Kita-Cafeteria. Ich lache erneut kurz auf, als ich die Stühlchen sehe, die für uns bereitgestellt sind. Ein Dreijähriger kann sicher bequem auf ihnen sitzen. Aber es hilft nichts. Hier sind wir Eltern, hier sitzen wir auf Kita-Stühlen. Merkwürdig zusammengekauert hocken wir auf den winzigen Stühlchen, die Knie praktisch vor der Nase, ein winziger Druckpunkt am Gesäß, einer Pinguinkolonie nicht unähnlich, als wollten wir alle unsere Eier auf den Füßen bebrüten und mit unserem Bauchspeck vor den tobenden Elementen schützen.

Die Erzieherin begrüßt uns freundlich und liest erst einmal eine Geschichte vor. Eine schöne Geschichte. Eine lehrreiche Geschichte. Soweit man das zwischen dem Gejapse und Gekeuche hören kann. Ich glaube, sie handelte von zwei Bakterien, die lernen, dass gemeinsam alles viel besser geht und sie ihr Ziel Hand in Hand erreichen können, wenn man ihnen nur genug Freiheit lässt, um sich zu entfalten. Vielleicht habe ich aber auch nicht richtig hingehört und es waren gar keine Bakterien. Aber so ähnlich war es schon.

Dann werden wir mit den Organisationsstrukturen und Mitarbeitern vertraut gemacht. Und mit den Stasi-Akten, die über jedes Kind geführt werden. Vielleicht habe ich aber auch nicht richtig hingehört und es waren gar keine Stasi-Akten. Aber so ähnlich war es schon. Dort wird alles gewissenhaft gesammelt:

Bilder, Scherenschnitte, Verhaltensmuster, politische Äußerungen. Vielleicht waren es aber auch gar keine politischen Äußerungen. Auf jeden Fall gibt es Sprachfortschrittsbögen. Darin wird dokumentiert, in welchem Lebensmonat welche Wörter wie ausgesprochen werden. Das kommt dann später zur Schulreifebestätigung und irgendwann zum Abiturzeugnis und zu den Bewerbungsunterlagen.

»Ihr Master-Abschluss sieht ja ganz gut aus«, werden die Manager einst mit sorgenvoll gekräuselter Stirn sagen, »aber bei Ihrem Eintritt ins dritte Lebensjahr, da lagen Sie aber doch deutlich hinter den Anforderungen zurück. Ich weiß nicht, ob Sie in das Profil unseres Unternehmens passen.«

Nun müssen wir uns alle kurz vorstellen. Mit Fühlsäckchen. Jeder bekommt ein Säckchen, in das irgendwas eingenäht ist, das man dann erfühlen muss. Dann soll man raten, was es ist, und gibt das Fühlsäckchen an jemand anders, der es dann ohne weitere Beachtung vor sich auf den Tisch legt und sich vorstellt. Danach gibt der dann sein eigenes Fühlsäckchen an jemand anders.

Werner ist 58, Ur-Berliner, mit Schmerbauch und Goldkettchen: »Ick hab Linsen, würd ich ma tippen. Ick bin ja eintlich aus Tempelhof, wa, ick pass hier jar nich richtig hinne, aba meene Frau, die wollte unbedingt wieda innen Wedding, die is ja schon selbst hier im Kinderjaaten jewesen, wa, da bin ick eben mit jezogen.« Er ist nicht der einzige Migrant. Cenk ist türkischstämmig, hat Erbsen und einen An- und Verkaufsladen. Echimendi kommt aus Kamerun, hat Watte und eine Schwester, die die Kleine nachmittags abholt, und ich habe einen *Akopatz*-Putzschwamm und, wie ich gerade feststelle, jetzt wohl auch einen Magen-Darm-Virus und muss mich mal kurz entschuldigen. Özgül knibbelt sich derweil ein paar Läuse aus dem Schnäuzer.

Als ich wiederkomme, sind wir schon in den Individualgesprächen. Alishas Sohn sieht überall Männer und fragt die Erzieher, ob das in der Kita auch so sei. Er rufe dann immer »Erkek! Erkek!«, aber da sei gar kein Erkek bzw. eben kein Mann. Das sei schon ein bisschen gruselig manchmal. Suna, eine Mongolin, beruhigt sie. Das ginge ganz vielen Kinder in dem Alter so, das sei eben das mystische Alter. Ihre Tochter hätte das auch mal gehabt, und sie sei sehr besorgt gewesen und habe sogar ihren Schamanen in Ulan-Bator angerufen, aber der hätte auch gesagt, dass alles okay sei mit dem Kind, es wären keine bösen Geister auszumachen. Wir sind beruhigt.

Gespannt warte ich auf die versprochenen Features, die andere Eltern aus anderen Stadtvierteln mir angekündigt hatten, etwa die legendäre *Nutella*-Diskussion oder Debatten über vegetarische oder Bio-Mittagsessen. *Nutella* und Schnitzel scheinen meinen Mitteltern aber herzlich egal zu sein, nicht einmal die Strickpulloverfrau, die so dermaßen klischeemäßig nach hängengebliebener Alternativer aussieht, dass ich jeden Moment damit rechne, dass sie eine Dose selbst gebackener Dinkelkekse auf den Tisch stellt, horcht auf, als der mit Würstchen

und Spiegeleiern reich gesegnete Speiseplan der nächsten Woche kurz vorgestellt wird.

Wir lassen uns noch die besten Läuse-Shampoos empfehlen, helfen uns gegenseitig mit Hustenbonbons und Taschentüchern für den Rückweg aus, dann gehen wir nach Hause. Mit Mitvater Markus, der bei uns im Haus wohnt, gehe ich noch auf ein Bier ins *Sterlitz*. Er macht in modernen Wasserfarbengemälden und berichtet von seiner nächsten Ausstellung, ich erzähle ein wenig von meinem nächsten Buch. Allmählich werden wir wieder Väter, fast sogar Künstler und Schriftsteller. War eigentlich gar nicht so schlimm, der erste Elternabend.

Wedding am Ende

Traurig schlurft Erkan G. die Eichenwälder Straße entlang. »Ey, die haben uns voll gefickt!«, klagt er wütend an. Sein Kumpel Ali M. pflichtet ihm zornig bei: »Diese verfuckten Bastarde haben uns voll krass am Arsch!«

Ein ganz normaler Anblick in diesen Tagen. Perspektivlose Jugendliche im Wedding, die meisten mit türkisch- oder arabischstämmigem Hintergrund, ohne Chancen, ohne Hoffnung, voller Wut und Verzweiflung. Ganz gleich ob am Nauener Platz, in der Koloniestraße oder im Schillerpark. Ungehemmt bricht der Zorn sich Bahn. »Wozu sollen wir denn noch in die Schule?«, brüllt Erkan, »was soll das denn noch bringen?«

Und tatsächlich: Seit die Lehrer der Rütli-Hauptschule ihre bedingungslose Kapitulation erklärt haben, ist nichts mehr zu retten. Zeitungsjournalisten, Kameraleute, Polizisten – alle reden nur noch von Neukölln. Die Berlin-Horror geschichten von *Bild*, *B.Z.* und *Spiegel* – alle nur noch aus Neukölln. Die Fernsehberichte über gescheiterte Integration – Neukölln. Uli Hallemanns Bestseller »von der Talsohle des Lebens« – Neukölln.

»Guck dir unsere verfickte Schule doch mal an«, ruft Mohammed, »kein einziger Reporter, ey, wir haben sogar 'n Direktor, wir haben schon seit Jahren einen gottverfickten Direktor, was soll denn die Scheiße, ey!« Der ganze Bezirk steht unter Schock. Sie haben sich übertölpeln lassen – von den Neuköllnern. Jahrelang stand es unentschieden im Rennen um den Ruf des einzig legitimierte Hauptstadtghettos, und die Weddinger haben es sich eingerichtet darin. Haben sich einlullen lassen. Haben geglaubt, ihre Spitzenposition wäre für alle Zeiten gefestigt. Aber man muss hart arbeiten, wenn man ganz oben bleiben will. Stück für Stück, man muss es im Nachhinein einfach sagen, ließ die Aufmerksamkeit nach. Routinemäßig nahm man sie zur Kenntnis, die immer mal wieder aufflackernden Berichte in den Medien, als ganz selbstverständlich hatte man es erachtet, dass bei sozialen Unruhen in aller Welt, bei Kriegen, Überschwemmungen und Epidemien als Erstes die Reporter am Leopoldplatz auftauchten und ihre »Kann das nicht auch bei uns passieren?«-Berichte abdrehten. Kaum ein Weddinger, der nicht schon vor laufender Kamera die Zustände in seinem Bezirk, der Stadt und der Welt beklagt hätte, kaum ein Migrantenkind, das sich nicht seinen Frust über Pubertät, Ärger mit den Eltern oder Zahnschmerzen von der Seele geredet hätte – hier im Wedding, da gab es immer jemand, der ein offenes Ohr für einen hatte, der sich für einen interessierte, und sei es auch nur ein Journalist. Und wenn ein Weddinger mal ein bisschen Anerkennung suchte, ein paar freundliche Worte, ein mutmachendes Schulterklopfen – nirgends war das einfacher als hier. Man musste nur mal Fußball spielen oder Tanzen gehen oder seine Fenster putzen, schon wurde man im Fernsehen für seine Eigeninitiative gelobt und dafür, dass man gerade keine Drogen verkaufe oder Autos abfackele.

Heute ist im ganzen Bezirk kein einziger Reporter mehr. Sie sind alle weg – alle in Neukölln.

Neidvoll müssen die Jugendlichen in der Zeitung lesen, wie die Neuköllner Kids ihre Gewaltstorys für 100 Euro an Journalisten verkaufen, das Stück! Im geschäftstüchtigen Hamburg haben sich die Jugendlichen sogar 200 Euro zahlen lassen, damit sie sich vor ZDF-Kameras prügeln. Das ZDF nennt das eine »Aufwandsentschädigung«. Schöne Formulierung.

Erkan vom Nauener Platz ist fassungslos. »Und ich Idiot hab denen für 50 Euro ganze Interviews gegeben!«, schimpft er in der bitteren Erkenntnis, dass er sich über den Tisch hat ziehen lassen und seine Haupteinnahmequelle jetzt wohl auch noch für immer versiegt ist.

Breitbeinig stehen Erkan und seine Freunde auf dem Nauener Platz und bieten für lau das ganze Programm: Schubsen, aggressives Grölen, aufgeplusterte Jacken, Baseballcaps, Butterflymesser. Ein Anblick, der noch vor wenigen Wochen ein Top-Motiv für jeden Pressefotografen gewesen wäre. Heute interessiert sich keine Sau mehr dafür.

Die alte Oma Kaloppke schlurft mit ihren schweren Einkaufstaschen vorbei. Erkan wittert seine Chance: »Hallo Sie?! Äh, ich meine natürlich: Ey, du alte Nutte!«, ruft er der 80-Jährigen zu und bemüht sich um einen grimmigen Gesichtsausdruck, »wollen Sie, äh, willst du Stress, oder was?!«

Aber Oma Kaloppke guckt nur müde auf und winkt gelangweilt ab. »Ach, Jungs«, sagt sie mit traurig-mildem Lächeln, »das hat jetzt doch alles keinen Sinn mehr. Es ist vorbei. Helft mir mal lieber, die Taschen nach oben zu tragen.« Resigniert seufzen die Halbstarken, nehmen der alten Dame die Tüten ab und tragen sie ihr in die Wohnung hoch. Die 50 Cent, die Oma Kaloppke jedem von ihnen heimlich in die Bomberjacke steckt, reichen am Kiosk gerade für ein *Flutschfinger*-Eis. Es ist so demütigend.

Aus »Im wilden Wedding«

Fenster putzen

Weil ich durch das Fenster in meinem Parterre-Arbeitszimmer direkt auf den Innenhof und dort auf den Eingang zu unserem Hinterhaus schaue, bekomme ich tiefe Einblicke in das Leben der Mitmenschen, die ich mir nie gewünscht habe. Ich weiß zum Beispiel Sachen über den alten Hoppe zwei Stockwerke über mir, die kann ich hier gar nicht erzählen. Deshalb erzähle ich lieber von der attraktiven jungen Frau aus dem Ersten. Außerdem, seien wir ehrlich, schon rein optisch ist das ein interessanteres Betrachtungsobjekt. Ich meine: knappes Trägerkleid gegen Holzfällerhemd, was soll ich da groß erläutern. Der Herr Hoppe könnte sich ja ruhig auch mal etwas mehr Mühe geben. Vielleicht auch mal so ein Kleidchen tragen statt immer nur Plastiktüten mit Müll. Mein Gott, was der für einen Müll produziert! Und das muss ich jetzt aber doch mal sagen: Ich glaube, der trennt gar nicht richtig. Nie sah ich ihn das kleine, braune Bio-Eimerchen nach unten tragen. Würde mich nicht wundern, wenn die Mülltüten, die da immer in der braunen Tonne liegen, von ihm wären. Das weiß ich aber nicht. Bis in die Müll-Ecke kann ich vom Schreibtisch aus zum Glück nicht gucken.

So viele Mülltüten, wie Hoppe runterbringt, so viele Liebhaber schleppt das Trägerkleid zu sich hoch beziehungsweise ab. Ich bin dazu übergegangen, sie im Vorbeigehen unauffällig zu fotografieren. Man muss sich ja auch ein bisschen interessieren für andere. Wenn ich die Bilder nebeneinanderlege, bekomme ich einen schönen Gesamteindruck vom Liebesleben meiner Obermieterin. OK, das ist vielleicht... – ach, scheißegal, ich mag's halt.

Dann hat man wenigstens auch Gesichter zu den Geräuschen der Nacht.

Allerdings lässt sich nicht ganz leugnen, dass im Lauf der Zeit die Bildqualität nachgelassen hat. In den letzten Monaten sieht man eigentlich nur noch vage Schatten auf den Fotos. Vielleicht müsste ich doch mein Fenster mal wieder putzen. Wobei: »Mal wieder« ist nicht der richtige Terminus. »Überhaupt mal«, das würde es präzise treffen.

Kann ja so schwer nicht sein, denke ich, hole den Staubsauger und unterziehe das Glas erst mal einer echten Grundreinigung. So, gleich viel besser. Ich bin überrascht, wie viel Licht plötzlich eindringt. Was haben die denn bloß immer – ist doch gar nicht so dunkel im Erdgeschoss-Hinterhaus. Einfach mal die Scheiben saugen! Für die Spinnen dagegen dürfte das ein ziemlicher Rückschlag gewesen sein. Wahrscheinlich wird eine zukünftige Spinnenzivilisation eines Tages ein Mahnmal errichten, darauf eingraviert das Datum des heutigen Tages: der Tag meines ersten Fensterputzes.

Trotzdem – so richtig sauber ist das immer noch nicht. Was tun? Ich könnte natürlich meine Mutter anrufen und sie bitten, mir zu erklären, wie man das macht. Die freut sich doch sicher, wenn sie mir ... obwohl, wer weiß. Möglicherweise könnte sie sich wundern und auf ungute Gedanken kommen, wenn ich sie fünfzehn Jahre nach meinem Auszug erstmals frage, wie man eigentlich Fenster putzt. Nicht, dass sie am Ende doch noch auf die Idee kommt, mich zu besuchen.

Andererseits, ohne mütterliche Hilfe ist dieses Problem nicht zu lösen, so viel steht fest. Aber wozu gibt es schließlich das Internet? Mutti fragen wäre gut, also tippe ich *www.frag-mutti.de* in den Browser ein, und tatsächlich, da haben wir es ja: »Putztipps für Fenster«, na also. Ich stöbere durch das Forum. Dass das Internet ein Treffpunkt für Abseitiges aller Art ist, wusste man ja.

Aber *wie* abseitig manche Community ist, das mag man sich dann doch kaum vorstellen.

Fassungslos lese ich die hitzigen Diskussionen der Putzgemeinde. *Mandy* z.B. schreibt: »Ich habe einen guten Tipp für die Reinigung sämtlicher Glas- u. Spiegelflächen (natürlich auch Fenster), und zwar gibt man einen guten Schuss flüssigen Klarspüler vom Geschirrspülautomat ins Putzwasser (ohne Zusatz anderer Putzmittel) – das wirkt Wunder und hält den Schmutz nachhaltig fern. Ich war vom Ergebnis beeindruckt und man hat den »absoluten Durchblick«. Viel Spaß beim Frühjahrsputz und Gutes Gelingen!« *Thomas* antwortet begeistert: »Habe den Klarspüler-Trick schon bei den Badfliesen ausprobiert, das geht wirklich super. Muss wirklich ein Teufelszeug sein....huiiii.... :-)« Auch *Iris* ist hin und weg: »Selbst zum Reinigen von Edelstahlspülen und Ceran- kochfeldern ist Klarspüler superklasse. Ich nehme den billigsten vom *Penny*, das spart echt Geld.« Aber es geht noch billiger. Ein Teilnehmer mit dem selbsterklärenden Namen *Der Scheibenputzer* schwört auf Folgendes: »Eine Zwiebel halbieren und in den Putzeimer legen. Und dann normal Fenster saubermachen. Jeder aus meiner Umgebung ist vollkommen begeistert.« Jeder aus seiner Umgebung? Offensichtlich frönen sie ihrem Fetisch nicht einmal im Verborgenen. Bizarr. Aber wie in jeder Nerd-Szene ist der hitzige Streit schnell da. *Cornelia* bemängelt: »Bei mir hat das nicht funktioniert. Schlieren und jede Menge Dreck noch nach dem Abziehen – trotz Zwiebel!« Trotz Zwiebel! *Der Scheibenputzer* verteidigt sich empört: »Du musst natürlich auch die Zwiebel vorher säubern!« Aber er kann die anderen nicht überzeugen. *Sarah*: »Ich glaube, dass es mit klar Wasser ohne Zwiebel keinen Unterschied gibt.« Die Stimmung im Putzforum wird aggressiv. *Tina die Putzmaus* hält nichts von Zwiebeln, sondern empfiehlt: »Einfach in den Wi-

scheimer einen kleinen Schwung von eurem Haarschampoo.

Dann auf Sonne warten und staunen.« Das macht *Frank* endgültig fertig: »Fenster niemals!!! mit Shampoo oder dergl. reinigen, der Schlier geht nur schlecht wieder runter.« *Isolde* meint: »Ich bekomme streifenfreie Fenster mit kaputten Damenstrumpfhosen.« *Putzengel* dagegen kann's noch sparsamer: »Immer noch zu favorisieren ist zusammengeknülltes Zeitungspapier.« Das letzte Wort hat *Sylvie*: »Alles Quatsch! Ich putze meine Fenster immer mit Schwarztee und war immer zufrieden.«

Ich gucke auf mein Fenster, die Sache wird mir allmählich unheimlich. Mit leichtem Schauer verlasse ich das Mutti-Putzforum und suche weiter im Internet nach Hilfe.

Dabei stoße ich ausgerechnet auf die *Bild*-Zeitung, die mir erklärt: »Putzen macht geil. Eine englische Studie hat ergeben, dass Frauen beim Putzen sexuell erregt werden. Frauen, die zehn Stunden pro Woche putzen, wollen mindestens einmal am Tag Sex. Ab 15 Stunden pro Woche nimmt die Erregung weiter zu. Frauen, die ihren Haushalt nicht alleine schmeißen, haben Probleme in ihrem Sexleben.«

Ich schlucke. Dann blicke ich die Häuserfront hoch. Die Trägerkleidträgerin über mir wischt mit Hochdruck über ihr Küchenfenster. Ich lese weiter: »Außerdem hatte jede fünfte getestete Frau beim Putzen sexuelle Fantasien und den Wunsch, dass sie bei ihrer Tätigkeit von einem erotischen Mann überrascht wird.« Aha. Blicke wieder hoch. Rufe: »Kukuk!« Frau ist überrascht. Zeigt mir aber den Vogel und knallt das Fenster zu. Blöde *Bild*. Blödes Putzen.

Draußen schlurft Hoppe im Holzfällerhemd vorbei und trägt schon wieder irgendwelche Mülltüten zum Container. Ich will das alles nicht mehr sehen. Ich mache das Fenster einfach wieder zu und bin froh, von all dem

kaum was mitzukriegen. Nein, das Fenster lasse ich mal schön so, wie es ist. Man muss sich das Leben ja auch nicht unnötig schwer machen.

Walpurgisnacht

Erstaunt stehe ich vor einem dieser großen, grauen Kästen, die überall herumstehen und in denen irgendwas mit Strom oder Telefon drin ist. Auf diesem Kasten hier, mitten auf dem Mittelstreifen der Seestraße, prangt ein neues Plakat: In zeitloser Optik prangt eine weiße Faust auf schwarzem Grund, in roter Schrift steht daneben: »Nimm, was dir zusteht!«

Ach, mir wird ganz warm ums Herz. Lange nicht mehr gesehen: echte Autonomen-Folklore. Was dem Bayern Oktoberzelt und Lederhose und dem Rheinländer der Rosenmontag, sind dem Berliner bekanntlich seine putzigen Antikapitalisten samt zugehörigem Umzug, der hier traditionell am Mai-Feiertag abgehalten wird. Man muss die Feste eben feiern, wie sie fallen. Und im fortgeschrittenen Frühjahr ist es auf jeden Fall erheblich wärmer als beim doch oft ungemütlich kalten Karneval, da haben die Autonomen durchaus einen Sinn fürs Praktische bewiesen.

Was mich allerdings irritiert, ist die Ortsangabe auf dem Plakat: Geladen wird zur Molotowcocktailparty anlässlich der Walpurgisnacht diesmal nicht nach Prenzlauer Berg oder Friedrichshain, sondern, tatsächlich, in den Wedding. Was wollen die denn hier?

Sie wollen, so entnehme ich später einem Aufruf, gegen die Gentrifizierung demonstrieren. Da ist es natürlich klug, dorthin zu gehen, wo es noch gar keine Gentrifizierung gibt. Quasi prophylaktisch. Es gebe allerdings, informiert mich der Aufruf, deutliche Anzeichen für Gentrifizierung auch im Wedding. Das würde mich ja

mal etwas genauer interessieren. Was meinen die bloß? Zum Essen bin ich mit Bernhard im *Saray* verabredet. Ich berichte ihm von der bevorstehenden revolutionären Walpurgisnacht.

»Die nennen das wirklich Walpurgisnacht?«, wundert er sich, »das Wort kennt hier doch keine Sau!«

In der Tat, hier scheint ein gewisser Zielgruppenkonflikt zu herrschen. Dabei ist der Aufruf zur Walpurgisnacht Wedding sogar eigens auch in Türkisch, Arabisch und noch irgendwelchen Sprachen gehalten. Walpurgisnacht. Dafür gibt's doch auf Arabisch bestimmt gar kein Wort. Na ja, wer weiß, was da in Wirklichkeit steht. Vielleicht ja tatsächlich was gegen Gentrifizierung. Ich frage Ahmed, der uns ein Bier bringt: »Steht da was von Walpurgisnacht?«

Er staunt.

»Was ist Walpurgisnacht?«

»Walpurgisnacht ist gegen Gentrifizierung«, informiert Bernhard ihn gelangweilt.

»Was ist Gentrifizierung?«, fragt Ahmed.

»Gentrifizierung ist, wenn Leute mit Geld hierherziehen.«

»Das ist gut!«, sagt Ahmed, »wenn Leute mit Geld herziehen, können wir mehr Döner verkaufen. Aber hier ist niemand mit Geld. Hier ist Wedding.« Wir zucken mit den Schultern.

Der türkische Satz auf dem Flugblatt lautet dann übrigens doch nur »Gegen soziale Diskriminierung und rassistische Provokation«, übersetzt Ahmed für uns. Gegen die Gentrifizierung sollen offenbar nur die Deutschen demonstrieren, wahrscheinlich, weil der türkische und arabische Teil der Bevölkerung gar nichts gegen ein kleines bisschen Gentrifizierung hätte, wenn man sie denn fragen würde.

»Gentrifizierung!«, knurrt Ahmed, »wo soll denn hier Gentrifizierung sein?«

»Vielleicht«, mutmaßt Bernhard, »das *L'Escargot*? Da gibt es wirklich gutes Essen!«

»Na ja«, gebe ich zu bedenken, »aber das *L'Escargot* gab es 1991 auch schon, als ich hierhergezogen bin.«

»Aber da hieß das noch nicht Gentrifizierung«, beharrt Bernhard, »da hieß das noch gutes Essen.«

»Hier auch gutes Essen!«, merkt Ahmed zu Recht an, »aber hier nicht Gentrifizierung.« Kopfschüttelnd verlässt er unseren Tisch.

Im *Tagesspiegel* ist die Route des Demonstrationzugs veröffentlicht. Sie verläuft direkt über die Müllerstraße und dann noch etwas durch die umliegenden Wohngebiete. »Scheiße«, knurrt Bernhard, »das ist direkt auf meinem Nachhauseweg vom *Café Cralle*. Und das vorm 1. Mai, ist doch Feiertag! Da hört der Spaß aber mal auf, wenn dann alles abgesperrt ist wegen den antikapitalistischen Kasperln und ich nicht nach Hause komme!«

Ich bin auch nicht sicher, ob der Bewegung hier sehr viel Sympathie entgegenschlagen wird. Gut, sie rechnen wahrscheinlich gar nicht groß damit, dass Weddinger bei der Party mitmachen. Dafür spricht auch der Treffpunkt: S-Bahnhof Wedding. Praktisch die Direktverbindung nach Friedrichshain/Kreuzberg.

Ein weiterer Flyer empfiehlt den Teilnehmern, verummumt zu erscheinen. »Und dann ...«, gibt sich der Zettel geheimnisvoll, aber das Rätsel ist nicht sehr schwierig, das beige-fügte Foto von Steine werfenden Vermummten lässt die Intention auch den ungeübten Betrachter leicht erraten.

»Walpurgisnacht«, knurrt Ahmed im Vorbeigehen noch einmal in unsere Richtung, »ist das nicht das vorm 1. Mai, wo die immer alles kaputtmachen?«

»Genau, so will es der Brauch«, erläutern wir und zeigen ihm den gelben Flyer.

Ahmed schaut verständnislos: »Aber hier ist doch schon alles kaputt. Warum gehen die nicht nach Prenzlauer Berg?«

Wir wissen es nicht. »Vielleicht ist die Party insgesamt nicht mehr so angesagt wie früher und sie hoffen auf Verstärkung durch Weddinger Jugendgangs?«, spekuliere ich. »Aber woher wollen die denn wissen, dass die da mitmachen?«, erwidert Ahmed, »das sind doch alles Türken und Araber! Die lassen sich doch nicht von aus Westdeutschland zugezogenen Friedrichshainern vorschreiben, wann sie hier zu randalieren haben! Außerdem spielt an dem Abend Galatasaray gegen Beşiktaş in der Süper Lig, da sitzen sowieso alle vorm Fernseher.« Ich denke, wir bleiben gelassen. Der Weddinger Bevölkerung wird der merkwürdige Aufzug in der Nacht zum 1. Mai so egal sein wie alles andere auch. Auf ein paar Verrückte mehr kommt es hier letztlich nun wirklich nicht an, viel Schaden können sie ohnehin nicht anrichten. Und Bernhard wird vom *Cralle* schon irgendwie nach Hause kommen. Ansonsten bleibt er halt da, wäre ja auch nicht das erste Mal.

Das Einzige, was mich dann doch durchaus ernsthaft besorgt: Geboren wurde die antikapitalistische Walpurgisnacht im Prenzlauer Berg, danach marodierte sie durch Friedrichshain. Ergebnis: Beide Bezirke sind inzwischen total gentrifiziert.

Sind es gar nicht, wie immer behauptet wird, die Künstler, die Hipster, die Studenten, die die Speerspitze der Gentrifizierung bilden? Sind es am Ende die revolutionären Antikapitalisten, die den Boden bereiten, die eine Gegend erst aufregend und interessant machen, sodass sich anschließend mit dem üblichen Zeitverzug der Rattenschwanz an Nachfolgern dorthin begibt? Ist nicht so eine antikapitalistische Walpurgisnacht bereits vollendete Gentrifizierung im Miniaturformat: Eine Bande neunmalkluger Zugereister fällt über einen Kiez her, weiß alles besser, macht den dicken Maxe und sorgt dafür, dass sich garantiert kein einziger Einheimischer in der Nähe blicken lässt? Aber dass dafür die ganze Gegend

groß in die Medien kommt? Und andere erst richtig auf sie aufmerksam werden?

Ich hoffe nur, der Wedding ist stärker. Mein Blick fällt durch die Scheibe des *Saray* auf die große Leuchtreklame mit dem neuen Namen vom ehemaligen *Imbiss zur Mittelpromenade* direkt gegenüber. Mehrfach schon habe ich darüber nachgegrübelt, was das wohl bedeuten mag. Ob sich da schon einer auf die neuen autonomen Besucher eingestellt hat? Auf knallig gelbem Grund leuchtet der Schriftzug über die Müllerstraße: *You kill it, we grill it*. Dann mal einen schönen Tanz in den Mai, liebe revolutionäre Antikapitalisten.

Schnupperschule

Sie hatten uns alle gewarnt. Seit Jahren schon. Dass wir im Wedding wohnen – gut, manche Schnurre lassen sie einem ja durchgehen. Er treibt ja sonst keinen Sport, haben sie gesagt, da ist es doch ganz gut, wenn er wenigstens mal ein bisschen vor den Schlägertrupps auf der Straße weglaufen oder sich unter die durch die Luft sirrenden Kugeln bücken muss. Doch bei Kindern, da waren sich alle sicher, da hört der Spaß aber mal auf. Da muss man in einen sicheren Stadtteil von Berlin umziehen. Nach Prenzlauer Berg oder Kleinmachnow oder Stuttgart.

Naja, warten wir's mal ab, haben wir gesagt. Die Kita-Zeit verlief bisher immerhin schon mal recht erfreulich. Meistens sind die Kleinen ohne offene Verletzungen zurück nach Hause gekommen. Und die Klappmesser, die wir ihnen beim abendlichen Appell abgenommen haben, ließen sich im Internet-Casino um die Ecke gut verkaufen.

Nun aber wird der Große eingeschult. Im Wedding. Eine gewisse Nervosität macht sich breit. Sollten wir nicht

doch umziehen? Aber: all die sozialen Bindungen! In einem anderen Stadtteil müsste man sich ja alles wieder neu aufbauen. Als ich letzte Woche etwa über die See-straße zum Bäcker trottete, grüßte mich beim Warten auf das Fußgängergrün auf dem Mittelstreifen ganz enthusiastisch ein freundlicher asiatischer Herr: »Hallo, Herr Werning!« Ich hatte keine Ahnung, wer das war. Sicherheitshalber grüßte ich vorsichtig zurück. Dann bestellte er beste Grüße an meine Freundin. Ich wurde misstrauisch.

Was sollte das denn? Da endlich fiel der Groschen: Das ist der Mann vom *Asia House*! Der uns immer die Süßsauer-Ente bringt! Das ist doch Heimat, wenn einen die Lieferservice-Boten auf der Straße namentlich grüßen! Spätestens da war klar: Hier ziehst du nicht wieder weg! Also müssen wir uns wohl oder übel doch mit dem Thema Wedding Grundschulen beschäftigen. In unserem Einzugsbereich gibt es zwei davon: die Roland-Kaiser- und die Harald-Juhnke-Grundschule. Schwerpunkt der ersten: Hochbegabtenförderung. Schwerpunkt der zweiten: Theaterpädagogik. Ich bin kurz irritiert und schaue noch mal auf den Stadtplan. Doch, tatsächlich, beide im Wedding. Hochbegabtenförderung, so so. Ist sie das, die von allen gefürchtete Gentrifizierung? Werden die Weddinger bald von ihren eigenen Kindern verdrängt? Hochbegabtenförderung also. Wer hätte das gedacht? Aber gut, der Große kann fließend Deutsch, das sollte ja wohl reichen für Hochbegabtenförderung in einer hiesigen Grundschule. Trotzdem, das ist uns irgendwie zu elitär. Dann halt Theaterpädagogik. Wir melden ihn also bei Harald Juhnke an und erhalten prompt eine Einladung zum »Schnupper-Unterricht«.

An einem schönen Frühsommernmorgen geht es los. Ich bin schon ein bisschen aufgeregt. Schnell packe ich für Kiran den Pausendöner in die Butterbrotdose. An der Schule angekommen, schließen wir erst unsere Fahrräder

ab, dann setze ich Kiran einen Fahrradhelm auf. Er wirkt etwas überrascht. Ich erkläre ihm, er müsse ganz bestimmt keine Angst vor der Schule haben, aber sicher ist sicher. Als wir den Pausenhof betreten, versammeln sich sofort unzählige der kleinen Knöpfe um uns und starren Kiran an. So also haben sich die frühen Forschungsreisenden gefühlt, als sie in Eingeborenendörfer kamen, deren Einwohner noch nie zuvor den weißen Mann gesehen hatten. Ich teile ein paar Glasperlen aus, dann gehen wir ins Sekretariat und fragen nach dem Klassenraum. »Das ist im ersten Stock«, flötet die Sekretärin, »Moment, ich rufe nur rasch den Sicherheitsdienst, der geleitet Sie nach oben und hält Ihnen den Rücken frei.« Ob das denn nicht etwas übertrieben sei, frage ich vorsichtig, aber sie beruhigt uns: »Eigentlich alles gar kein Problem ...«, sie macht eine listige Kunstpause, bevor sie fortfährt: »Doch Sie müssen nun mal an den Fünftklässlern vorbei – und sicher ist sicher.« Wir lachen ausgelassen, Kiran guckt etwas unglücklich.

Dann führt sie uns durch das Gebäude. Alles sieht wahn-sinnig nett und sympathisch aus. Ich bin schockiert. Das hätte es zu meiner Zeit nicht gegeben. Wie sollen die Kinder denn in so einer freundlichen Atmosphäre etwas Ordentliches lernen? In den Klassenzimmern sitzen sie nicht in Reih und Glied auf ihren Stühlen und lauschen einem gestrengen Lehrer, der vorne an der Tafel steht, sondern überall hocken die Kinder in kleinen Gruppen an ihren Tischen, auf irgendwelchen freundlich bunten und runden Plastedingern, auf denen sie nach Herzenslust kippeln können, und zwischen ihnen eilen die Lehrer wie emsige Honigbienen von Blüte zu Blüte – so was ist doch keine richtige Schule! Wahrscheinlich haben die ja nicht mal einen Rohrstock!

Dann zeigt unsere Begleiterin uns einen Raum, der mich wieder etwas beruhigt. Ein großes, mächtiges Pult steht da, eine riesige Tafel mit richtigen Kreide-Aufschriften,

ordentlich harte Holzstühle und außerdem, das unverhoffte Wiedersehen versetzt mir direkt einen kleinen Stich ins Herz, ein gewaltiges Trumm, das mir aus meiner Kindheit noch gut bekannt ist: ein Tageslichtprojektor. Hach! Dass es so etwas noch gibt!

»Und das hier ist unser Museum«, erklärt die Sekretärin flötend, »hier können die Kinder mal sehen, wie Schule früher war.« Ich komme mir furchtbar alt vor. Kiran scheint sich etwas zu gruseln und möchte rasch weiter. Es folgt ein Chill-out-Room – der heißt tatsächlich so! –, merkwürdigerweise ganz ohne Shisha-Geruch. Und auch im Computerraum bin ich verwundert, weil auf den Bildschirmen kein einziger Ego-Shooter läuft. Wie sollen die Kinder denn da etwas fürs Leben lernen?

Endlich kommen wir in Kirans Klassenraum, und schon beginnt der Unterricht. Die Lehrerin läutet einmal kräftig mit einer Glocke, sofort reißen alle Kinder ihre Hände hoch und setzen sich rasch hin. Ich bin beeindruckt. Der Tisch, dessen Kinder am schnellsten waren, bekommt eine kleine Goldmünze in eine Schatzkiste. Am Ende der Woche, so erfahre ich, wird geschaut, wer am meisten Münzen gesammelt hat. Der kann dann aussuchen, was gespielt wird. Guck an. So lernen die Kinder schon mal, ohne mit der Wimper zu zucken, möglichst rasch auf entsprechende Anforderung die Hände hochzunehmen. Das ist doch zweifellos schon mal sehr nützlich hier in der Gegend und hilft bereits im Vorfeld, unnötige Schussverletzungen zu vermeiden. Löblich. Auch der Ansatz, dass der, der die meiste Kohle hat, bestimmt, was gespielt wird, scheint mir erfreulich wirklichkeitsnah. Kiran wird vorgestellt, sofort reißt ein Kind seinen Arm in die Höhe und stellt die erste Frage: »Aus welchem Land kommst du denn?« Kiran ist erkennbar irritiert, das kennt er noch nicht zur Begrüßung. Er wird sich dran gewöhnen müssen. Und lernen, an seiner Antwort zu feilen, denn offenkundig völlig verwirrt sagt er jetzt: »Aus Bayern.«

Daraufhin bricht einigermaßen Tumult aus. »Aus Bayern?« »Voll krass, ey!« »Zu welchem Kontinent gehört das?« »Essen die da halal?« »Sind deine Eltern auch vor einem bösen Diktator geflohen?« Kiran schaut mich hilflos an, während ich ruhig erkläre, dass zwar Kirans Mutter aus Bayern kommt und unter dem gefürchteten Franz-Josef I. aufgewachsen ist, dass Kiran selbst aber nur aus dem Wedding ist und sein Papa aus Münster. Jetzt bricht ein lebhaftes Geplapper darüber los, wer woher kommt – die Glocke ertönt, die Kinder reißen sofort die Hände nach oben und ergeben sich umstandslos. Bis dahin aber habe ich schon die halbe Besetzungsliste der UN gehört.

Am Ende habe ich gelernt, dass etwa ein Drittel der Kinder einen nahöstlich-arabischen Migrationshintergrund hat, ein weiteres Drittel deutsche Eltern, und das letzte schließlich eine erstaunliche Spannweite von Norwegen über Russland bis Indonesien und Südamerika aufweist. Ein kleines Mädchen ist sogar aus dem Prenzlauer Berg. Die Lehrerin sagt, sie sei trotzdem gut integriert.

Gewinnerin des Migrantenquartetts ist allerdings Aishe, deren Mutter aus dem Libanon und deren Vater aus Syrien kommt, während Großmutter aus Marokko und Opa aus Tunesien stammen, wohin er aber zuvor aus Ägypten geflohen war. Da kommt Kiran mit Franken und Westfalen nicht gegen an.

Nach gut zwei Stunden endet unser Schnupperunterricht. Entgegen den allgemeinen Vorurteilen hatte ich den Eindruck, dass die Kinder allesamt sehr gut Deutsch konnten. Abgesehen von zwei oder drei Jungen vielleicht, aber die hatten auch sächsischen Migrationshintergrund. Alles in allem nährte der Besuch meine Hoffnung, dass es doch schon ganz in Ordnung ist, wenn wir weiter im Wedding wohnen bleiben und die Kinder hier in die Schule gehen. Beschwingt verabschieden wir uns.

Beim Rausgehen fällt mein Blick auf eine gerahmte Autogrammkarte an der Wand, darauf die Bundeskanzlerin und eine handschriftliche Widmung: »Für die Kinder der Harald-Juhnke-Grundschule! Der Besuch bei Euch hat mir viel Spaß gemacht. Eure Angela Merkel.« Fassunglos starre ich auf die Karte. Mich schaudert. Aber gut, man muss halt immer ein Auge darauf haben, dass die Kinder nicht in schlechte Gesellschaft geraten, ganz egal wo. Gefahren lauern nun einmal überall.

Den Sumpf trockenlegen

Wir hätten den Installateur nicht gehen lassen dürfen, das war mir eigentlich sofort klar. Natürlich hörten wir nie wieder von ihm. Und erst recht nicht von der Hausmeisterserviceagentur oder gar der Hausverwaltung. Nur die Nachbarn klingelten immer mal wieder, um sich unsere spektakuläre Schimmelwand anzusehen. Die Sache hatte sich rumgesprochen. Für das Raumklima, das ahnte ich durchaus, war sie auf Dauer sicher nicht förderlich. Für das Hausklima hingegen sehr wohl. Wir kamen einander näher beim gemeinsamen Bestaunen der Wand, beim Benennen der neuen Kristallberge und kleinen Canyons, die sich über Nacht neu gebildet hatten, beim Betrachten der pelzigen Lebensformen, die hier so kuschelig und keck durch ihr großzügiges Biotop in der Vertikalen tollten.

Manche Nachbarn erinnerten sich an diesen seltsamen Hefepilz namens Herrmann, der früher von Haushalt zu Haushalt zog, immer wieder neu heranwuchs und für die Erstellung von Glückskuchen und Friendship Bread genutzt wurde. Womöglich könnten Ableger von unserem Wandpilz bald weltweit Karriere machen, als Weddinger Pechplätzchen vielleicht oder als Battleship Bakery. Wenn man Dinge nicht ändern kann, muss man sich mit ihnen arrangieren. So dauerte es nicht lange, bis ich

nachts, bevor ich ins Bett ging und das Licht löschte, in die Küche trat und unserem jüngsten Familienmitglied noch einmal freundlich durch den Pelz wuschelte, bevor ich ihm ein väterliches »Gute Nacht« zuhauchte.

Doch die zarte Romanze stieß auf die Vorbehalte einer bornierten Gesellschaft, die alles ablehnt, was nicht ihrer kleingeistigen Norm entspricht. So warnten die Kollegen der *Reformbühne Heim & Welt* mich eindringlich, nachdem ich von unserem Wandpilz berichtet hatte, den ich wegen seines haarigen Aussehens inzwischen auf den Namen Thierse getauft hatte (im Spaß riefen wir ihn manchmal auch »Ayathollah«), dass diese Liebe auf Dauer nicht gut für mich sei, mich gar zerstören würde. Jakob Hein kam einmal mehr mit diesem unsexy Medizinzeug, mit dem sie uns schon das Rauchen, leckeres Essen und Heroin madig gemacht haben, Jürgen Witte faselte irgendwas von Bausubstanz und einstürzenden Altbauten. Dabei war er vermutlich einfach nur eifersüchtig auf Thierse. Aber ich hielt dem gesellschaftlichen Druck letztlich nicht stand. Wir mussten unsere Schimmelwand endlich loswerden.

Das Schlüsselproblem war das Problem mit dem Schlüssel. Die rätselhafte Außentoilette, hinter deren verschlossener Tür wir die Ursache der auftretenden Feuchtigkeit wähten, hat in den rund 15 Jahren, die ich im Haus wohne, noch nie jemand geöffnet, und es würde mich nicht wundern, wenn dahinter die Lösung für manchen Fall von der Vermisstenliste der Polizei zu finden wäre. Dass irgendjemand einen Schlüssel dafür haben könnte, hielt ich für vollkommen illusorisch. Selbst wenn es mir gelingen sollte, noch einmal Kontakt zur Hausverwaltung herzustellen und sie zu irgendeiner Form des Umgreifens in Sachen Thierse zu bewegen, würden wir spätestens an diesem Punkt erneut scheitern. Ich musste handeln.

Seit Jahren schon bin ich die zentrale Paketannahmestelle der Seestraße 606. Genau genommen der Seestraße

602 bis 608. Viele Menschen wohnen an Orten, die jenseits des Lieferbereichs von *DHL* oder *UPS* liegen. Also oberhalb des erstens Stocks. Da aber auch diese Menschen durchaus gesellschaftspolitisch engagiert denken und eifrig mit daran arbeiten, dass die lästigen Einzelhändler endlich aus den Ladenlokalen des Weddings verschwinden, um den dringend benötigten Platz für weitere Spielcasinos und Spätkaufs zu schaffen, bestellen sie regelmäßig ihre Besorgungen des täglichen Bedarfs bei *Amazon*, *Zalando*, *Manufactum & Co.* All diese Pakete landen schließlich bei mir, denn ich wohne nicht nur im Erdgeschoss, ich lebe dort auch, bin also praktisch immer zu Hause, um der Armada der Zusteller die Tür zu öffnen. So empfangen ich auch seit Jahren die zahlreichen Pakete für die seltsame Rockerkneipe zwei Häuser weiter. Die Jungs dort bestellen eben auch, was sie so brauchen: Schlagringe, Wurfsterne, kleinkalibrige Munition. Seit Jahr und Tag nehme ich die Kisten an, denn der Laden öffnet erst nach Ende regulärer Zustellzeiten, und händige diese dann später den eigentlichen Empfängern aus. So kommt man sich näher im Lauf der Zeit, und irgendwann hat mir Hacki, der Chef dort, eine Flasche Wodka zum Dank in die Hand gedrückt und gesagt, dass ich mich melden solle, wenn er mir mal helfen könnte. Der richtige Zeitpunkt war nun gekommen. Ich schnappte mir das Paket mit den Motorrad-Pinup-Kalendern, brachte es nach nebenan und schilderte Hacki in knappen Worten mein Problem. Er nickte nur, brummte etwas in seinen Bart und versprach dann, am kommenden Nachmittag bei mir vorbeizuschauen. Ein Mann, ein Wort. Am Folgetag um drei stand er bei mir auf der Matte, um fünf nach drei war das Schlüsselproblem an der Außentoilette erledigt. Ich bat ihn, die Tür einfach mitzunehmen, und vielleicht kurz noch bei der Hausverwaltung anzurufen, um sie höflich zu bitten, doch jetzt aber wirklich mal tätig zu werden wegen der

nassen Wand. Auf mich hatten sie ja nie gehört, ich hoffte darauf, dass Hacki vielleicht eher das nötige Fingerspitzengefühl und diplomatische Geschick aufbringen würde, um sie zum Handeln zu bewegen. Ich wählte also die Nummer von *Z. B.-Immobilien*, drückte Hacki den Hörer in die Hand und verließ schnell das Zimmer. Ich hörte es ein wenig dröhnen und grollen, dann kam er zufrieden nickend zu mir heraus, drückte mir das Telefon in die Hand und brummte: »Morgen um neun kommt einer von den Vögeln raus. Wenn nicht, sag mir noch mal Bescheid.« Zum Dank überreichte ich ihm noch ein Fläschchen 4711, das ich eigentlich meiner Mutter zum Geburtstag hatte schicken wollen. Er bedankte sich, setzte es an seine Lippen und leerte es in einem Zug. Dann verabschiedeten wir uns.

Der Mann von *Z. B.-Immobilien* war pünktlich am nächsten Morgen. Er behauptete, ganz neu zu sein und von nichts zu wissen, zeigte sich empört über meine Schilderung der vergangenen vier Monate, besah sich staunend Thierse, machte zahlreiche Fotos und fragte mich anschließend nach dem Schlüssel für das Außenklo. Ich wies ihn freundlich daraufhin, dass es dort nicht einmal eine Tür gebe, er könne einfach so hineingehen. Er sah mich erstaunt an, dann ging er ins Treppenhaus und nach oben. Kurze Zeit später stand er wieder in der Wohnung, merklich erleichtert.

Noch am selben Tag tauchte ein neuer Installateur auf, der zunächst die Wand und Thierse fotografierte, dann im Außenklo verschwand und anschließend seine Diagnose verkündete: »Da ist ja ein Rohr undicht! Warum haben Sie das denn nicht früher gemeldet? Das schädigt doch die gesamte Bausubstanz, wenn das da tagelang ins Mauerwerk sickert.« Ich korrigierte ihn freundlich: »Doch nicht tagelang. Das sickert da seit mindestens vier Monaten in die Bausubstanz.« Er schaute mich ungläubig an. Dann schraubte er zehn Minuten an irgendwas

herum, schließlich kam er wieder zu mir: »So, das Problem ist jetzt gelöst. Bitte unterschreiben Sie hier.« »Das Problem ist gelöst? Aber was ist denn jetzt mit der Küchenwand?« »Ach, das ist halb so wild«, beruhigte mich der Installateur, »das muss jetzt erst mal trocknen, dann können Sie da ja mal drüber streichen.« Mir aber fielen Jürgen und Jakob wieder ein, die mich ausdrücklich davor gewarnt hatten, Thierse austrocknen zu lassen, weil er dann in Panik geraten und sporulieren würde. Und genau diese Sporen, die mein pilziger Freund im Angesicht seines drohenden Untergangs in die Luft abgab, könnten zu gefährlichen Lungenerkrankungen führen. Ich wies den Installateur also nochmals auf den Schimmel hin und gab zu bedenken, dass man da wegen der Sporen doch irgendwas tun müsse. »Ach was«, sagte der Monteur, »das wird von den Medien nur immer hochgekocht. Da passiert gar nüscht. Hauptsache, das Rohr ist jetzt dicht, wa? Und jetzt unterschreiben Sie bitte hier.« Ich ahnte, dass ich das auf keinen Fall tun dürfte, wenn ich nicht auf Monate mit der kaputten Wand und Thierse's Sporen allein bleiben wollte, also verweigerte ich die Unterschrift. Er sah mich fassungslos an. »Aber ohne Unterschrift kann ich den Auftrag nicht abschließen!«, brüllte er mich entrüstet an. »Eben«, lächelte ich, »beschweren Sie sich doch am besten bei der Hausverwaltung.« »Allerdings!«, fauchte er und zückte sein Handy, während ich aus Pietätsgründen die Küche verließ. Ich hörte es abermals dröhnen und grollen, dann stand der Monteur vor mir und zischte mich an, in einer halben Stunde käme jemand, und wenn ich jetzt nicht unterschriebe, müsse er so lange hier warten, und das würde dann richtig teuer. Ich lächelte ihn freundlich an und fragte: »Wollen Sie einen Kaffee solange?« Er schnaubte: »Aus der versifften Küche hier, willst du mir umbringen? Ich warte draußen auf der Straße!«

Der Mann von der Hausverwaltung kam mit einem freundlichen Herrn im Schlepptau, der sich als Mitarbeiter einer Trocknungsfirma vorstellte. Der sah sich die Wand kurz an, ohne sich allerdings näher heranzutrauen, dann schraubte er ein Tele-Objektiv auf seine Kamera und machte einige Fotos. »Um Gottes Willen«, seufzte er, »da muss man sofort was machen! Warum haben Sie sich denn nicht früher gemeldet?« Der Mann von der Hausverwaltung guckte unauffällig an die Decke, ich sagte nichts.

Eine Stunde später kamen drei Männer in Schutzanzügen und mit Mundschutz, die großflächig in der gesamten Küche die Schränke von der Wand nahmen, die Tapeten abrisen, die Fliesen rausbrachen, den Putz abklopften und das halbe Treppenhaus von Anstrich und Putz befreiten. Dann schleppten sie überdimensionierte Warmhalteplatten an, also die Dinger, wie man sie beim Chinesen immer auf den Tisch gestellt bekommt, nur halt etwa pro Stück zwei Quadratmeter groß. Und sie fragten nach einem Starkstromanschluss. Sie verlangten Zugang zu meinem Stromzähler und notierten sich den Zählerstand. »Wieso das denn?«, fragte ich verwundert. »Das werden Sie gleich sehen«, sagte der Mann von der Trocknungsfirma. Dann legte er einen Schalter um, ein infernalisches Brausen erklang, das wie ein überdimensionierter Staubsauger klang, und der Stromzähler raste los, als sei der Teufel hinter ihm her. Ich war sprachlos. »Tja, das sind achttausend Watt. Aber keine Sorge«, beruhigte mich der Mann, »das bekommen Sie alles von der Hausverwaltung erstattet, deswegen erfassen wir ja den Zählerstand vorher und nachher.« »Und wann kommen Sie morgen wieder, um die Dinger abzuholen?«, brüllte ich dem Trocknungsmann über den Höllenlärm in unserer Küche zu. Der schrie zurück: »Wieso morgen? Das bleibt jetzt erst mal drei Wochen oder so, bis das

Mauerwerk trocken ist.« »Aber das ist doch ein unglaublicher Verbrauch!« »Na und?« »Ich habe aber Ökostrom«, gab ich zu bedenken. Der Trockner zuckte mit den Schultern und meinte, da hätte *Z.B.-Immobilien* eben Pech gehabt. Ich kicherte. Allein dafür hatte sich der Wechsel zu *Lichtblick* damals dann ja gelohnt. Immerhin.

Beim nächsten Mal nehme ich aber eine in Rosarot

So, nun ist es also soweit. Ich bekomme meine Brille. Jahrelang habe ich mich davor gefürchtet. Man kann ja nun wirklich nicht sagen, dass ich in Bezug auf mein äußeres Erscheinungsbild übertrieben eitel sei. Aber aus irgendeinem Grund waren mir meine immerhin vier Jahrzehnte lang geradezu vorbildlich funktionstüchtigen Augen besonders lieb. Vielleicht lag es ja an der mangelnden körpereigenen Konkurrenz. So, wie die DDR-Nostalgiker auch immer ihre komischen Ampelmännchen, die Rechtsabbiegerpfeile oder ihre Nackigkeit lobpreisen. Das ganze Land marode, aber unser Ampelmännchen hatte wenigstens einen schöneren Hut.

Meine Augen jedenfalls haben immer hervorragende Dienste geleistet. Und dann ging es los. Zwei, drei Jahre hielt ich noch tapfer durch. Aber als ich unlängst Paul Bokowski mit Robert Rescue verwechselt habe, wurde mir klar, dass es so nicht weitergehen konnte.

Ich bekomme nun also meine Brille. Der Optiker setzt sie mir direkt auf. Ich soll noch mal kurz in den Spiegel blicken und erschauere. Aber es hilft ja nichts. Ich bezahle und trete nach draußen auf die Müllerstraße. Ich erwarte einen Moment wie im Film, in dem es plötzlich ganz still wird und alle stehenbleiben und mich entsetzt angucken. Erstaunlicherweise passiert nichts dergleichen. Die Weddingener gehen weiter über die Straße, als

sei nichts geschehen, als sei es ein völlig normaler Anblick, dass mein Gesicht grotesk entstellt ist. Ich dagegen – ich werde plötzlich ganz still, bleibe stehen und gucke alle entsetzt an. Was ist denn hier los? Was sind denn das für Leute plötzlich?

Wo früher ganz normale Weddinger über die Straße gingen, sehe ich jetzt eine Menschenmenge, die eher einem Elendstreck gleichet. Heruntergekommene Gestalten in absurden Aufzügen, und im Grunde kann auch gar keine Rede davon sein, dass sie über die Straße gehen, es ist eher ein einziges Trotten, Schlurfen, Kriechen und Torkeln. Ich nehme entgeistert die Brille ab – jetzt ist wieder alles normal. Ach du Scheiße, denke ich, und setze sie wieder auf. Das wird hart.

Sollte ich mich etwa all die Jahre geirrt haben? Lebe ich gar nicht in dem idyllischen, gut gelaunten, aufgeräumten Stadtviertel voll freundlicher, lebensfroher und charmanter Einwohner, das ich so liebgewonnen hatte? Vorsichtig stakse ich durch die Straßen und traue meinen Augen, nein: meiner Brille kaum. Wo sind sie hin, all die prächtigen Gründerzeitbauten, die herrschaftlichen Villen, die geschmackvollen Geschäfte? Überhaupt – die Geschäfte! So oft ich die Brille auch ab- und wieder aufsetze, das Ergebnis bleibt immer dasselbe: Das sind ja alles nur extrem scheußlich aussehende Spielcasinos! Statt der von mir vermuteten schicken Boutiquen allenthalben nur Ein-Euro-Geschäfte und An- und Verkäufe! Die gemütlichen Straßencafés, Trattorien und Bistros – alles nur schäbige Wurststände und schmutzige Dönerbuden. Und die Döner selbst erst mal! Was ich für die unangefochtene Weddinger Delikatesse gehalten habe, entpuppt sich bei näherem Hinsehen als ein Haufen labberiger Pressfleischschnipsel, die mitnichten von sorgsam übereinander gestapelten und am Grill rotierenden, saftigen Fleischstücken, sondern von einem offenbar aus einer homogenen Kleistermasse gegossenen und einseitig

angebrannten Fettkreisel abgesäbelt wurden. Oh mein Gott!

Ich merke, wie mir die Hässlichkeit der Umgebung zusetzt und ich mich immer unwohler fühle. Dabei ist es ja nicht so, dass ich gar nichts bemerkt hätte. In der Genter Straße etwa hat ein Bioladen aufgemacht, auf dessen Werbetafel meine müden Augen immerzu den Namen *Goldener Dreieck* gelesen hatten. Da konnte ja was nicht stimmen! Bei Annäherung an das Geschäft stelle ich fest, dass es natürlich kein Bioladen ist, sondern nur ein weiteres, gottverdammtes Internet-Café. Einzig: Am Namen ändert sich nichts. *Goldener Dreieck*. Das Ding heißt wirklich so. Warum bloß? Vielleicht sollte ich die Besitzer auch mal zum Optiker schicken. Ich seufze.

Verschreckt erreiche ich unser Haus. Ich mag gar nicht erst hingucken. Zu viel Realität will ich mir für den ersten Tag dann doch nicht gleich zumuten. Also die frisch geöffneten Augen schnell wieder geschlossen beziehungsweise eben die Brille abgenommen – und durch. Endlich an der Wohnung angekommen, setze ich sie wieder auf. Herrjeh, die Farbe der Haustür ist ja grauenhaft, hat das denn noch nie jemand bemerkt? Aber nun gut. Ich schließe auf und trete in den Flur. Meine Freundin kommt mir entgegen. Erschrocken sehen wir uns an. »Wie siehst du denn aus?«, fragt sie. Genau das wollte ich auch gerade sagen.

Die Zeiten ändern sich

So ganz allmählich mache ich mir ja doch etwas Sorgen, ob die Gentrifizierung nicht wirklich zu uns kommt. Es sind so kleine Zeichen. Neulich, als ich meinen Sohn zur Schule gebracht habe, haben wir jemanden gesehen, der tatsächlich die Kacke von seinem Hund aufgesammelt hat, mit so einer kleinen Plastiktüte. Der Kleine war ganz

aufgeregt und hat's im Klassenzimmer gleich allen erzählt. Die anderen Kinder haben ihm nicht geglaubt. Aber so fängt es ja an. Man sieht überhaupt viel weniger Hunde als früher. Auf der Müllerstraße hat ein vegetarischer Imbiss aufgemacht. Und auf dem Altglas-Container gegenüber prangt seit Kurzem in schwarzen, großen Buchstaben die Aufforderung: »Schwaben verpisst euch! Der Wedding braucht euch nicht!«

Nun ist es so: Nach meiner Beobachtung gibt es gar keine Schwaben im Wedding. Falls es doch welche gibt, sind sie vorbildlich unauffällig und perfekt integriert. Ganz anders also als die Schwabenhasser. Schwaben sind ja kein Problem, aber Schwabenhasser, das ist womöglich doch schon ein ernstes Zeichen für eine drohende Gentrifizierung. Und schließlich: Die Schilder »provisionsfrei Wohnungen zu vermieten«, die hier früher an jedem Haus hingen, sind schon seit einiger Zeit spurlos verschwunden.

Als wir 2007 eine zweite Wohnung bei uns im Haus mieten wollten, weil wir wegen dem Kind mehr Platz brauchten, ging das noch so:

Ich rief bei der Hausverwaltung an und sagte: »Guten Tag, ich bin Mieter in der Seestraße 606, und wir interessieren uns dafür, noch eine Wohnung hier im Haus zu mieten. Ist da zufällig noch was frei?«

Kurzes Schweigen am anderen Ende der Leitung, dann ein Räuspern: »Seestraße 606? Das ist doch das Ding im Wedding, oder?«

»Ja, genau.«

»Aha. Und Sie wollen wissen, ob da was frei ist. Wollen Sie mich verarschen?«

»Äh, nein, wieso?«

»Mann, Mann, Mann, die halbe Hütte steht leer. Müsste Ihnen doch schon mal aufgefallen sein, wennse da wohnen. Will doch keiner hin, in den Wedding. Was wollnse denn? Vorderhaus, Seitenflügel, welcher Stock, welche

Größe? Freie Auswahl, wa! Müssense einfach nur sagen, wose hinwollen.«

»Äh, also wir wohnen ja im Erdgeschoss, Hinterhaus.«
Kurzes Schweigen. »Ach, *Sie* sind das. Der Typ aus dem Hinterhaus-Parterre. Das ist ja schön, dass ich Sie mal persönlich kennenlerne. Ich habe schon viel von Ihnen gehört.«

»Wie bitte?«

»Ja, wissense, das ist hier praktisch so'n geflügeltes Wort, wa! Wenn einer von die Kollegen rumheult, weil er irgendwo am Arsch der Welt wieder irgend so ein runtergekommenes Loch vermieten soll, dann sagt der Chef immer: Stellnse sich nich so an, im Wedding, da ham wa sogar das Hinterhaus-Parterre vermietet. Oder wenn sich bei einer Wohnungsbesichtigung mal wieder jemand beschwert, weil es angeblich so dunkel is, dann sagen wir immer ...«

»Ja, ja, ist schon gut. Ich hab's verstanden.«

»Also, is jetzt nichts gegen Sie persönlich, wa! Jeder nach seine Fassong, sach ich immer. Is halt nur, also, man wundert sich eben. Der Chef hat ja gemeint, dass Sie bestimmt immer Nachtschicht haben.«

»Nein.«

»Nee, ne? Hab ich ihm auch gesagt. Chef, hab ich gesagt, wenn der arbeiten würde, dann würd der da doch gar nicht wohnen, hab ich gesagt. Naja, aber jetzt wollense doch mal weiter nach oben ziehen, auch mal 'n bisschen Tageslicht sehen, wa?«

»Ähm. Nein. Eigentlich nicht. Uns gefällt es hier ja, deswegen wollen wir hier wohnen bleiben. Wir brauchen halt nur mehr Platz. Wir wollen also eine zusätzliche Wohnung im Haus.«

Wieder Schweigen auf der anderen Seite.

»Hallo?«

»Ja, ähm, nee, alles gut. Mann, Mann, Mann, da hab ich aber was zu erzählen beim Mittag heute, das glaubt mir

doch keiner. Aber kein Ding, könnse haben. Dann nehme doch direkt die Wohnung da drüber, die ist auch sehr schön dunkel.«

»Prima«, freute ich mich aufrichtig, »dann ist das ja fast wie eine Maisonette-Wohnung. Nur halt mit Treppe außen.«

»Macht ja nüscht«, meinte der freundliche Herr von der Hausverwaltung, »wohnt ja sonst eh keiner, ist ja praktisch wie privat, wa. Also gut, wann wollnse sich die Bude denn angucken?«

Ich sollte dann einfach einen Termin vorschlagen. Ich habe gesagt, gerne so bald wie möglich, er hat gesagt, gut, dann kommt er schnell rübergefahren, ehe ich mir das noch anders überlegen würde, und eine Stunde später hatten wir den Mietvertrag unterzeichnet. Er hat dann noch schnell ein Foto von mir gemacht, »nur für die Kollegen, wa, verstehne?« Ich hatte verstanden.

So also war das früher. Ich weiß nicht, wann genau die Situation umgeschlagen ist, es muss aber sehr plötzlich gegangen sein. Bewusst wurde es mir, als ich eines Morgens vorne an den Briefkästen stand, um die Post reinzuholen. Plötzlich ging die Haustür auf, und gleich darauf strömte eine schier endlose Karawane von Menschen ins Haus. Mit offenem Mund schaute ich zu, wie sie alle zielstrebig an mir vorbeiströmten, mich dabei der Reihe nach freundlich grüßten – aha, die sind also nicht von hier – und dann bei uns im Hinterhaus verschwanden. Sie wirkten so aufgebregelt, als kämen sie gerade frisch von der *Fashion Week*. Hinter der Prozession schritt dann der Mann von der Hausverwaltung herein, den kannte ich ja nun schon.

»Ach, der Herr Werning«, grüßte er mich freundlich.

»Was ist denn hier los?«, fragte ich ihn.

»Na, heute ist doch Wohnungsbesichtigung. Im Vierten wird zum Ersten was frei. Da können sich heute die Nachmieter bewerben.«

»Bewerben?«

»Na, was denken Sie denn! Wir nehmen hier ja nun nicht jeden!« Dann musterte er mich kurz, um rasch anzufügen: »Also jedenfalls: jetzt nicht mehr.« Und als er meinen verstörten Gesichtsausdruck sah, ergänzte er mit gönnerhafter Stimme: »Aber ist schon OK, Sie wohnen ja schon so lange hier, Sie gehören ja quasi zur Bausubstanz. Die Leute mögen ja auch so 'n bisschen Lokalkolorit.« Dann eilte er dem Möchtegernmieter-Treck flugs hinterher.

Ich war beunruhigt.

Aus »Vom Wedding verweht«

Zettelwirtschaft

Die Kommunikation über ausgehängte Zettel hat bei uns im Haus eine lange Tradition. Am Tag meines Einzugs vor anderthalb Jahrzehnten hing ein DIN-A4-Blatt unten im Treppenhaus, auf dem in irritierend sauberer Schönschrift, so eine 14-jährige-Mädchen-Handschrift, zu lesen war: »An die Arschlöcher, die immer ihren Müll aus dem Fenster werfen: Wenn ich Euch erwische, schlage ich euch die Fresse ein!!!« Orthographisch fehlerfrei, die Anrede regelgerecht mit Großbuchstaben am Wortanfang, das ganze Werk in dickem schwarzen Edding, in scharfem Kontrast dazu »Arschlöcher« und »Fresse« sowie die abschließenden drei Ausrufezeichen mit himmelblauem Filzstift gemalt – eine kleine, kunstvolle Kalligraphie. Was für eine Begrüßung im neuen Heim. So ging Weddinger Willkommenskultur im Jahr 1999.

Ein halbes Jahr später hatte ich dann auch das Problem mit dem Müll verstanden, nachdem ich mehrfach gebrauchte Kondome aus unseren Blumentöpfen gefischt hatte. Ich versuchte es mit einem eigenen Aushang. Weil

ich eine schlechte Handschrift habe, wählte ich den Computer für folgende Ermahnung, Times New Roman in Fettdruck und 28 Punkt, in milder Ironie:

»Bewohner in den Stockwerken >1! Es ist erfreulich, dass Sie ein erfülltes Liebesleben pflegen. Es ist noch viel erfreulicher, dass gerade Sie dabei darauf achten, sich nicht zu vermehren, denn sonst sähe es bald in der ganzen Stadt aus wie auf einer Müllkippe. Aber auch zwei von Ihrer Sorte reichen für diesen Hof schon aus. Ficken Sie deshalb doch bitte zukünftig in die Tonne!«

Ich war ganz zufrieden. Die Aufschrift füllte das DIN-A4-Blatt exakt aus, fügte sich in das hiesige Idiom perfekt ein und war doch formvollendet, denn auch ich wählte die groß geschriebene Anrede ebenso gewissenhaft, wie ich auf das Wörtchen »bitte« Wert legte. Um mich in die Tradition der Schönschrift-Ermahnung zu stellen, setzte ich ausgesuchte Wörter in Himmelblau ab, um meine Eigenständigkeit zu unterstreichen, wählte ich dafür aber die freundlichen aus, nämlich »erfülltes Liebesleben« sowie »bitte«.

Als ich am nächsten Morgen das Haus verließ, hatte jemand in krakeliger Handschrift dazugesetzt: »Und macht dabei mal das Fenster zu. Oder der Typ soll nicht immer bellen wie ein Hund, wenn er kommt. Das klingt völlig idiotisch.« Idiotisch grün unterstrichen. Ein Freigeist! Als ich abends zurückkehrte, waren zwei weitere Botschaften hinzugekommen: Zuerst ein durchaus gekonnt skizzierter nach oben zeigender Daumen. Und das Anfang des Jahres 2000, Jahre vor Facebook! War Mark Zuckerberg damals zu Besuch im Wedding? Ist ihm hier die Idee für sein soziales Netzwerk gekommen? Das könnte immerhin den Umgangston, der dort heute über weite Strecken herrscht, erklären. Denn die zweite Botschaft lautete: »Ihr seid doch nur neidisch, weil ihr alle nur wichest, ihr Wichser.« Das war zwar deutlich, fiel aber semantisch doch ein bisschen ab im direkten Vergleich.

Am nächsten Morgen fanden sich weitere Ergänzungen: »Selber Wichser!« und: »Du bist doch völlig unterfickt, du frigider Arsch.« Übers Wochenende war ich nicht da, als ich zurückkam, blickte ich staunend auf eine Schlacht von geradezu epischen Ausmaßen. Inzwischen war ein zweites Blatt unter meines gehängt worden, den analogen Diskussionsstrang rekonstruierte ich wie folgt: »Das nächste Mal ruf ich die Polizei!« »Für was denn? Fürs Ficken oder für die Beleidigungen hier?« »Klugscheißer!« »Ich zeig Sie an! Wegen der Beleidigung!« »Denkt vielleicht mal jemand daran, dass hier auch Kinder wohnen?« »Die hätte man ja wohl verhüten können. Nehmen Sie sich ein Beispiel an den bellenden Fickern.« »Ich komm dir bald mal nach da oben!« »Ich wohne unten!« »Suche F, 40-50, entsorge meine Kondome auch immer fachgerecht in der Mülltonne.« »Aber bitte trennen! Das ist Bio und Plastik!« »Hat eigentlich jemand die Nummer von der Hausverwaltung?« Wahrscheinlich hatte sie tatsächlich jemand, denn am nächsten Tag war das Handschriftenkonglomerat verschwunden und ersetzt gegen ein sehr amtlich aussehendes Schreiben mit dem Briefkopf der Verwaltung und der Aufforderung, zukünftig bitte auf Aushänge jeder Art zu verzichten. Was natürlich umgehend zu weiteren handschriftlichen Schimpf-Orgien der Bewohner führte. Immerhin, jetzt waren sich alle untereinander einig und richteten ihren Zorn gemeinsam gegen die Verwaltung. »Kümmert euch mal lieber um die kaputte Klingelanlage!«, »Im Keller sind Ratten!!!«, »Das Flurlicht im 3. OG ist kaputt«, usw. usf. Der Zettel hing noch ein paar Monate da, dann hatte sich die Lage wieder beruhigt. In den Folgejahren gab es zwar immer wieder mal Aushänge verschiedenster Art, aber ganz schleichend hat sich über die Zeit offensichtlich die Mieterstruktur verändert. Die Ausdrucksweise wurde immer gesitteter, aber auch technischer, Schimpfwörter gerieten völlig aus der

Mode, meist ging es nur noch um die ausgefallene Warmwasserversorgung oder kaputte Treppenhausbeleuchtungen, manchmal gab es auch die rituellen »Wir feiern und es könnte lauter werden«-Zettel, nichts Besonderes also.

Bis letzte Woche. Ich fühlte mich fast an meine Anfänge hier zurückversetzt. Denn jetzt hing ein DIN-A4-Blatt im Querformat von innen an der Haustür. In schönster Mädchen-Schreibschrift stand da ein Vierzeiler, für jede Zeile hatte die mutmaßliche Autorin eine eigene Farbe gewählt: »Liebe Nachbarn groß & klein, / darf es auch ein Hallo sein? / Und ein Lächeln noch dazu, / gute Laune haben wir im Nu!«

Gut, da war die Metrik im Abschluss etwas holprig, aber dafür waren »Hallo« und »Lächeln« unterschlängelt, »Nu!« unterstrichen, und daneben prangte ein großer Smiley. Das untere Viertel des Blattes war so zurechtgeschnitten, dass man sich Merk-Fransen abreißen konnte, wie bei den Suche-Wohnung- oder Gitarrenlehrer-bietet-Unterricht-Zetteln, wo immer die Telefonnummer draufsteht. Aber bei uns stand zum Abreißen und Mitnehmen Folgendes: »Love«, »Peace«, »Happiness«, »gute Laune«, »Ruhe«, »guten Schlaf«, ein Smiley, ein Herzchen, ein Friedenszeichen, »Glück«, »gute Noten«, »Gehaltserhöhung«, »neue Liebe«, »Urlaub«, »schöne Träume«, »Gelassenheit«, »gute Vibes«, »positive Ausstrahlung«. Kein Zweifel – wir hatten eine Wahnsinnige im Haus.

Robert aus dem zweiten Stock stand wie vom Donner gerührt vor dem Zettel, als ich hinzukam. »Was soll das denn?«, fragte er mich fassungslos. Wir bestaunten das Dokument. Erst tippten wir auf eines der Mädchen aus dem Haus, aber das kaufmännische &-Zeichen ließ uns von der Theorie abrücken. Sowa kennen kleine Mädchen doch gar nicht. Es musste also ein Erwachsener dahin gehängt haben. Aber wer tut so etwas? Und warum?

Robert murmelte etwas von »Gentrifizierung«, und dass es nun wohl langsam so weit sei.

Als ich nachts nach Hause kam, waren drei der Zettelchen tatsächlich bereits abgerissen. Hier also die Top-Three der Wünsche meiner Nachbarn: »Ruhe«, »Glück« und »neue Liebe«. Mein Sohn nahm am nächsten Morgen »gute Noten« mit, was immerhin saisonal als Wunsch durchaus angemessen erschien, denn die Halbjahreszeugnisse standen an. Als Nächstes verschwand »Gute Laune«. wie ich feststellte, als ich einkaufen ging. Wieder traf ich dabei auf Robert, der kopfschüttelnd vor dem Aushang stand und den Fortschritt mit seiner Handkamera dokumentierte. »*Gute Laune* ist weg!«, flüsterte ich entsetzt, »irgendjemand hier im Haus wünscht sich allen Ernstes *gute Laune*. Sie lassen *Gehaltserhöhung* hängen und nehmen *gute Laune* mit. Werning, das ist das Ende. Sie werden uns fertig machen!« Er war regelrecht aufgebracht. Ich empfahl ihm, »guten Schlaf« mitzunehmen, aber er zog kopfschüttelnd und fluchend davon. »Man fühlt sich langsam fremd im eigenen Haus«, schimpfte er noch, »die wollen uns zermürben!« Das schien mir etwas übertrieben.

Inzwischen aber bin ich mir nicht mehr so sicher. Erstens: Der Zettel klebt immer noch da, völlig unbeschädigt. Zweitens: Nur noch ein Abschnitt hängt daran, alle anderen haben ihre Abnehmer gefunden. Und drittens: Niemand, wirklich niemand hat handschriftlich etwas dazugeschrieben!

Der Zettel hat mein Bild von den Nachbarn erschüttert. Jeden, den ich treffe, mustere ich misstrauisch. Könnte das jemand sein, der sich nicht zu blöd war, »gute Vibes« mitzunehmen? Wer war es, der sich eine »positive Ausstrahlung« wünschte? Wer sehnte sich nach einer »neuen Liebe«? Kurz habe ich überlegt, selbst etwas auf den Zettel zu schreiben. Irgendwas Nostalgisches, so in der Art: »Habt Ihr sie noch alle, Ihr Arschlöcher?« Aber ich atme tief

durch. Die Zeiten ändern sich eben. Ich reiße den letzten Abschnitt ab. Darauf steht: »Gelassenheit.« Achselzuckend stecke ich ihn mir ins Portmonee.

Um die Breite einer Nuss

Man wird ja immer nervöser allmählich. Freie Wohnungen gibt es auch im Wedding schon lange nicht mehr, die Mieten steigen unaufhaltsam, und jetzt hat auch noch die Bio Company eine Filiale in der Müllerstraße eröffnet. Bei uns gegenüber hat eine von amerikanischen Hipstern via Crowd Funding gegründete Micro Brewery namens Vagabund aufgemacht, direkt daneben laden langbärtelige, behornbrillte Zottelhipster in eine neue Kulturkneipe namens »Nussbreite«, die von donnerstags bis sonntags geöffnet hat und deswegen ihr Donnerstagsprogramm das »Nuss-Montagsprogramm« nennt, weil der Montag schließlich der erste Tag der normalen Woche ist und eben der Donnerstag der erste Tag der Nussbreiten-Woche, wie ich dem »Nussletter« entnehme, für den ich mich offenbar eingetragen habe, als ich da neulich nachts mal einen Nusslikör zu viel getrunken hatte. Solche langbärteligen, behornbrillten Zottelhipster sind das also. Aber ich muss zugeben, dass es dort sehr schön ist. Wahnsinnig nette, junge Menschen, über die man natürlich leicht lästern könnte, weil sie erstens so jung und zweitens so nett sind und drittens auch noch anders aussehen als wir damals, als wir noch jung und nett waren. Mit dem Alter wächst allerdings die Einsicht in die wiederkehrenden Kreisläufe des Lebens, und man ahnt allmählich, warum wir in unserer Jugend fanden, dass die Älteren so seltsame Sachen sagen: dass die jungen Leute ja auch immer bescheuerter werden und so. Und jetzt ertappt man sich zunehmend dabei, wie man selbst

genau solche seltsamen Sachen denkt wie die Älteren damals, aber mir bleibt noch ein Rest von Erinnerung an das, was ich damals zu so etwas gedacht habe, und der lässt mich vermuten, dass wir damals einfach Recht hatten und es tatsächlich scheiße war, was die Älteren gesagt haben und was ich heute fast gedacht hätte. Deswegen verbiete ich mir jeden lästerlichen Gedanken über das Aussehen der jungen, wahnsinnig netten Leute und rufe vielmehr generationsübergreifend dazu auf, alle Menschen zu ächten, die meinen, sich zum Aussehen anderer abfällig äußern zu müssen.

Folgt mir auf die Barrikaden gegen die Modediktate und Trendvorstellungen der Bescheidwesser, gegen die »Geht gar nicht« – und »Must have«-Sager! Und dabei ist es scheißegal, ob die »Geht gar nicht« – und »Must have«-Sager »geht gar nicht« und »must have« in den Kickerkolumnen neofeministischer Topcheckerinnen-Blätter oder im bieder-bräsigem Klassenbewusstsein irgendwelcher Mode-Blogs von *Brigitte* oder *Welt-online* sagen. Es ist doch ganz einfach: Wer meint, sich darüber mokieren zu müssen, wie andere sich anziehen oder welche Frisur sie tragen, ist ein spießiges Arschloch, ganz egal, ob er nun grün oder links wählt oder bei Pegida mitmarschiert. Und wo, wenn nicht im Wedding, sollte die Revolution gegen diese Modefaschisten beginnen. Sie darf nicht eher ruhen, bis sie alle am Kleiderhaken baumeln, die Stil-Kolumnistinnen und -Kolumnisten, ganz egal ob vom *Missy Magazin*, von *Men's Health*, von der *Gala* oder der *Bunten!*

So sinnierte ich beim Nusslikör in der Nussbreite vor mich hin, während um mich herum junge, hübsche Frauen und Männer in fremdartigen Körperkluften und mit interessanten Hüten auf dem Kopf lachten, tranken und parlierten, auffallend oft auf Englisch.

Wie es überhaupt sehr rätselhaft ist, wo plötzlich all die englischsprachigen Menschen herkommen. Ich wohne

seit 1991 im Wedding, und ich bin mir sicher, dass ich dort bis etwa 2010 nicht ein einziges Mal einen englischsprachigen Menschen irgendwo auf freier Wildbahn angetroffen hätte, so etwas gab es hier einfach nicht. Und jetzt hat mich neulich der türkische Dönermann beim weit-nach-mitternächtlichen Imbiss müde angesprochen mit: »Do you want Döner? Which sauce, Knoblauchkräuterscharf?« Ich habe ihn fassungslos angestarrt und vorsichtig »Aber ich bin es doch!« gewispert. Da hat er die Augen noch mal aufgemacht und gemurmelt: »Tschuldigung, Großer. Sind so viele mit Englisch hier jetzt. Überall Englisch. Hab ich vorhin ganz normal zu Kunde gesagt: *willst du Döner?*, hat der mich so voll komisch angeguckt, weißt du, und hat er gesagt: *Do you have an English menu?*« Er schüttelte empört den Kopf.

Neben der neuen Nussbreite hat jetzt ein noch neueres Café aufgemacht. Es heißt »Lichtsauger«. Im Schaufenster steht ein uralter Computer mit grünem Bildschirm, der den Schriftzug »Lichtsauger« zeigt. Es gibt biologisch zusammengeschaubten Käse aus ausgesuchten italienischen Gebirgsstöcken und vegane Sonntagsbrunches. Ob der Wedding dafür schon bereit ist?

Bei der Bio Company bin ich mir da ja auch nicht so sicher. Der Öko-Supermarkt wirkt jedenfalls bislang noch weitgehend verwaist, die Weddinger eilen hastig an ihm vorbei auf ihrem Weg zum Netto oder zum Lidl. Ich bin ebenfalls skeptisch. Vor allem gegenüber meiner eigenen Kaufmotivation. Bislang war ich aus Bequemlichkeitsgründen meist beim Kaiser's oder Reichelt einkaufen gegangen. Das ist nicht ganz so schäbig wie Aldi oder Lidl, aber doch halbwegs bodenständig. Und: Irgendwie habe ich mich dort sehr gut dabei gefühlt, nach Möglichkeit die Bioprodukte aus dem Regal zu fischen. Ja, ich war ein bewusster Konsument, ich griff nicht einfach zur billigsten Nudeltüte, sondern auch schon mal direkt daneben zur ökologisch korrekten, und ich konnte mich

fortwährend darüber wundern, warum es überall Bio-Milch gibt, aber nirgendwo Bio-Butter, obwohl das doch vom Ausgangsprodukt dasselbe ist, oder kriegt man Bio-Milch nicht so gut zu Butter geschlagen? Egal, ich fühle mich jedenfalls gut beim Einkauf, und ja, es ist ein niederes Motiv, aber ich kam mir wie ein besserer Mensch vor, als ich die Bio-Milch in den Einkaufswagen gelegt habe.

Aber jetzt in der Bio Company? Wo alles voll ist mit den absonderlichsten Vollwert-Produkten? Wo es nicht nur ganz selbstverständlich Bio-Butter gibt, sondern auch Bio-Müsli, Mango-Macadamia-Likör, Bio-Meersalz-Peperoni-Schokolade und vegane Kondome? Und mal unter uns: Diese Bio-Müslis schmecken einfach nicht, ich hab's probiert. Da lobe ich mir Kellog's Frosties. Mit Original Industriezuckerguss. Und sofort bekomme ich ein schlechtes Gewissen, wenn ich zwischen den Regalen herumschleiche, mit diesem albernen Handkorb, mit dem dort alle herumlaufen, weil ein ordentlicher Einkaufswagen vermutlich ein schlechtes Karma bringt, wegen zu viel Konsum und so, selbst im Öko-Discount-Supermarkt muss man schließlich gegen zu viel Konsum sein, und ich komme mir vor wie der letzte Wedding-Proll, wenn ich die wenigen anderen Gestalten im Geschäft sehe, die mit heiligem Ernst die Inhaltsstoffe veganer Brotaufstriche vergleichen oder merkwürdige Vollkornbratlinge kaufen.

Es ist nicht zu leugnen: Sobald ich die Bio Company betrete, werde ich umgehend wieder zu dem schlechten Menschen, der ich immer schon war, da hilft es gar nichts, dass ich jahrelang beim Kaiser's Bio-Milch gekauft habe. Ich glaube, ich geh beim nächsten Mal gleich zu Aldi.

Ich bin jedenfalls skeptisch, was den neuen Wind hier angeht. Zugegeben, die Gegend war insgesamt in den letzten Jahren ganz schön heruntergekommen. Da freute

man sich durchaus, wenn mal ein brauchbarer neuer Laden eröffnete. Trotzdem: Bio Company, Vagabund, Nussbreite, Lichtsauger – alles schön und gut, aber jetzt könnte auch mal wieder ein richtig schönes Nagelstudio aufmachen, ein neuer 1-Euro-Shop oder ein ordentlicher Spielautomatenladen!

Als ich neulich nachts noch auf einen Absacker in die Nussbreite einkehrte, lief dort Tocotronic. Die ganz alten Sachen, von »Digital ist besser«. Dann die Sterne, Huah! und Die Regierung. Meine Musik! Erst war ich ganz begeistert, dann beunruhigt. »Sag mal«, fragte ich den jungen Mann mit dem eindrucksvollen Bartwuchs hinter dem Tresen, »ist das jetzt etwa schon retro?« Ich fühlte mich alt und schwach. Er sah mich überrascht durch seine monströse Hornbrille an: »Nein, wieso retro? Das ist einfach nur meine Lieblingsmusik!«

Ach, das ist ja schön, dachte ich. Und in das große Steakhaus an der Kreuzung Müllerstraße zieht jetzt ein brandneues Wettbüro ein. »Hatrick – Sportwetten und Spielautomaten«, verspricht das Schild im Schaufenster. Vielleicht ist der Kampf ja noch nicht verloren.

Sie hat mir was in die Haare gemacht

Bei uns um die Ecke hat ein Libanese einen Friseursalon aufgemacht. Das wäre ja eigentlich recht praktisch, denn ich müsste dringend mal wieder meine Haare schneiden lassen, aber ich traue mich einfach nicht hinein. »Cut & go« droht die Tafel vor der Tür, und seit der IS seine Propagandavideos überall verbreitet, finde ich dieses Dienstleistungsangebot von arabischer Seite nicht vertrauens-erweckend.

Nein, Quatsch, unser Libanese ist ganz nett. Aber tatsächlich ist es ein merkwürdiges Phänomen sozialer Seg-

regation mit diesen Frisierstuben. Obwohl der Laden offenbar ganz gut läuft, habe ich noch nie, wirklich noch nie einen, äh – na ja. Seit der Wahl von Trump sollen wir ja nicht mehr so viel über Political Correctness nachdenken, weil die Leute sofort entnervt gleich noch mal Trump oder die AfD oder sonst was Furchtbares wählen, wenn man versucht, mit seinen Äußerungen niemanden zu beleidigen. Also, sagen wir es, wie es ist: Noch niemals sah ich den weißen Mann in dieses Etablissement hingehen.

Selbst ein CSU-Konvent ist multikultureller. Und das, obwohl der Preis des Barbiers unschlagbar günstig ist. Neun Euro neunzig kostet einfaches Haarschneiden für Herren. Aber es gehen nur türkische oder arabische Männer hinein. Dabei ist unser Libanese gar nicht des islamischen Fundamentalismus verdächtig. Er betreibt nämlich auch noch einen Spätkauf drei Häuser weiter und lebt also im Wesentlichen davon, Alkohol unters Volk zu bringen. Aber obwohl dessen Auswirkungen mit Hunderttausenden Toten jährlich eindrucksvoll verheerend sind, weigern sich die IS-Luschen hartnäckig, Bierverkauf als Terrorstrategie anzuerkennen, und hampeln stattdessen weiter mit ihren Sprengstoffgürteln herum.

In diesem Sinne sollte ich mir eigentlich mehr Gedanken machen über den Friseursalon »Tatjana«, den ich stattdessen aufsuche. Tatjana ist auch migrationshintergründisch, allerdings eher aus Osteuropa. Sie setzt schon kurz nach dem Betreten zur Attacke auf mich an: »Setzen Sie sich doch. Einmal Haare schneiden, ja? Dazu vielleicht ein Bierchen?« Ein Bierchen? Auf diese Frage bin ich nicht vorbereitet, vormittags um 11 Uhr beim Friseur. Aber Tatjana weiß, was das Weddinger Publikum schätzt, wie der Blick durch den Salon verrät. Außer mir sitzen noch zwei etwas ältere Damen auf den Frisierstühlen, beide so Mitte sechzig, beide mit einem Handtuch-Turban um den Kopf – und beide mit einem Piccolo vor sich.

»Das erste Mal hier?«, fragt Tatjana, und ich nicke. Meine Beziehungen zum Friseurbusiness sind eher sporadischer Natur. Meistens lasse ich meine Haare einfach ein halbes oder auch mal ein ganzes Jahr lang vor sich hinwachsen. Solange, bis es mich nervt, dass sie mir vorne in die Augen baumeln. Dann gehe ich irgendwo rein und lasse sie wieder abschneiden. Präzise Vorstellungen von einer Frisur habe ich nicht, und wenn die Friseurinnen mir diese Auswahlkataloge vor die Nase halten, erschrecke ich immer, weil all die darin abgebildeten Männer so schrecklich unsympathisch aussehen, dass ich mir beim besten Willen nicht vorstellen kann, wie einer dieser gegelten und gestylten Lackaffen aussehen zu wollen. Außerdem finde ich ja, dass ich, wenn ich in einen Fachbetrieb gehe, auch erwarten kann, dass die dortigen Handwerksexperten bitte schön selbst wissen, was denn nun die richtige Lösung ist. Ich meine: Wenn ich einen Elektriker oder Klempner rufe, will ich ja auch, dass der einfach macht, dass die Lampe brennt oder der Wasserhahn funktioniert. Da will ich ihm doch nicht erklären müssen, was für Kabel oder Rohre er wie zu verlegen hat. Nur beim Friseur, da muss man alles selbst entscheiden. Dabei ist die Zielsetzung doch klar: Ich will einfach einen Haarschnitt, der mich so wahnsinnig charmant, attraktiv und sexy aussehen lässt, wie ich nun einmal bin. Das ist doch nicht zu viel verlangt!

»Wie soll es denn werden?«, fragt Tatjana mich nun erwartungsvoll, und ich seufze unhörbar. »Kürzer«, antworte ich. »Oha!«, sagt Tatjana, »da hat jemand ja ganz präzise Vorstellungen.« »Na ja«, sage ich, »ich kenn mich da halt nicht so gut aus.« »Na, wenn das so ist: Dann lassen Sie mich doch einfach machen! Ich mach Ihnen das schon schön!« Ich bin verblüfft. Ein Traum wird wahr! Ich bin so erfreut, dass ich jetzt doch noch ein Bier bestelle. »Ja, machen Sie mal ganz wie Sie meinen«, gebe ich Tatjana grünes Licht. »Dann mach ihn mal richtig

scharf, Janchen!«, ruft eine der beiden Frauen und hält prostend ihren Piccolo in meine Richtung, die andere sekundiert unter ihrem Handtuchberg hervor: »Ja, mach ihn mal ordentlich sexy!« Jetzt bekomme ich ein bisschen Angst.

»Dann mal los«, ruft Tatjana entschlossen und drückt meinen Kopf vorwarnungslos nach hinten. Schon höre ich es rauschen. Ich stammele kurz überrascht: »Mit Waschen hatte ich doch gar nicht gesagt.« Aber Tatjana ist jetzt in Fahrt: »Na was denn? Du hast gesagt, ich soll machen, wie ich will, und dann mach ich eben, wie ich will. Und ich will mit Waschen.« Ich registriere verwundert, dass sie plötzlich zum »du« übergegangen ist. »Richtig, Tatjana«, ruft Frau eins, »bei die Männer musste dir einfach nehmen, wasde willst, sonst kommste da nie auf deine Kosten.« Dame zwei kichert und schüttert sich etwas vom Piccolo nach.

Mir gefällt die ganze Richtung nicht, in die sich der Vormittag entwickelt. Die latente Sexualisierung des Friseurgeschäfts hat mich ohnehin immer schon verunsichert. Tatjana, die bei näherer Betrachtung mit demselben Namen, Outfit und vor allem Parfüm auch in der Torf-Sauna hätte arbeiten können, knetet mir nun sehr intensiv auf dem Kopf herum und berührt mich dabei immer wieder ganz selbstverständlich mit ihren Brüsten. »Ist es gut so?«, fragt sie. Ich nicke nur kurz, Frau eins quakt: »Na klar isse gut, dit Janchen weiß doch, was die Männer mögen!« Ich hätte vielleicht besser Schnaps bestellen sollen. Ich fühle mich unwohl in meiner Kopfhaut. »Nun entspann dich doch mal 'n bisschen, Junge«, sagt Tatjana, »ich tu dir schon nix«. »Bist halt ne starke Frau«, blökt Dame zwei, »da kommse nich klar mit, die Typen, dis war bei meinem Ollen nich anders.« Ich ahne, dass ich möglichst gar nichts mehr sagen sollte, wenn ich hier heil wieder rauskommen will. Ich schließe die Augen und spüre den Fingern auf meiner Kopfhaut nach.

Zum Glück kommt jetzt eine Kollegin von Tatjana und widmet sich den beiden Frauen. Zunächst mal, indem sie ihnen noch einen Piccolo bringt. Na, das kann ja heiter werden.

»Ich schneid dann mal los, wa?«, sagt Tatjana, und ich nicke ergeben. Das frühe Bier macht mich angenehm dösig, ich lasse mich in Trance schnippeln. Die beiden Frauen schnabbeln derweil unentwegt mit Tatjana und ihrer Kollegin, sie scheinen mich gottlob vergessen zu haben, es geht um Frisuren und Spülungen und bald um Blusen, Schuhe, steigende Preise, die Ollen, und dann bin ich geistig endgültig weg. Fast finde ich die Situation nun doch behaglich, da schrecke ich plötzlich hoch, als Dame eins nämlich Tatjanas Kollegin fragt: »Mädchen, machste eigentlich immer noch dein Orgasmus-Training?« Oh Gott, hoffentlich merken sie nicht, dass ich noch da bin. Ich versuche, mich so gut es geht im Friseursessel klein zu machen und tot zu stellen. »Das ist doch kein Orgasmus-Training, Frau Hoppe«, sagt die Friseurin, »das ist eine Tantra-Gruppe, da geht es um ganzheitliche Energien, die durch den Körper fließen.« »Auch schön«, sagt Frau eins, »aber durch die Mumu sollen die schon auch fließen, oder nicht? Nimm dis mal ja mit, das sach ich dir! Die meisten Typen ham dit einfach nicht druff, da kannste denen die Hand noch so oft dahin legen, wo's guttut, glaub ma mal!«

Vielleicht hätte ich doch besser zum libanesischen Barbier gehen sollen, aber ehe mir der Kopf platzen kann, sagt Tatjana plötzlich: »So, Schatzi, willste mal gucken?«, und hält mir einen Spiegel vor. Ich nicke eilig und hoffe, jetzt umstandslos flüchten zu können, aber Tatjana hält mich noch mal im Sessel zurück. »Nicht so eilig, mein Süßer, erst mach ich dir noch was in die Haare.« »Oh nein«, antworte ich bestimmt, »nichts in die Haare machen! Ich mag's lieber natürlich. Ich mag dieses Styling-

zeugs nicht.« Aber Tatjana lässt sich so leicht nicht einschüchtern: »Nu hab dich doch nicht so. Tut gar nicht weh. Ich mach dir jetzt mal 'n bisschen was in die Haare, und dann guckste zu Hause, wie's dir gefällt. Dann kannstes ja immer noch wieder rauswaschen, wa?« Immerhin ist damit das Tantra-Thema vom Tisch, wie ich dankbar registriere, denn Dame eins bestärkt Tatjana nun entschlossen: »Jüngelchen, nu lass doch die Tatjana mal machen, die hat's voll druff. Da wird deine Olle Augen machen, glaubma mal. Mal 'n bisschen was Fesches, so was mag die ooch, ganz bestimmt.«

Dame zwei schaltet sich direkt zu: »Da isse bei dir sicher ganz überrascht«, und während ich kurz überlege, ob ich das als Beleidigung auffassen sollte, ergänzt Dame eins: »Ne Frisur hatta vorher ja nich gehabt, wa? Aber jetzt hatta eene, is doch schick!« Und da hat Tatjana mir auch schon was in die Haare gemacht. Unter den anfeuernden Rufen aller anwesenden vier Frauen darf ich mich noch mal im Spiegel anschauen, ich nicke schicksalsergeben, Tatjana sagt: »Na also! Sieht einfach besser aus mit was in die Haare! Machen Sie sich da ruhig mal immer was rein!« Huch, nachdem sie mir was in die Haare gemacht hat, geht sie wieder zum »Sie« über. Nicht so die alten Haubitzen, die sich gerade Piccolo nachfüllen: »Ja, mach dir ruhig was inne Haare. Sollst mal sehen, fährt deine Olle voll drauf ab. Du glaubst gar nicht, für was so'n bisschen Gel alles gut sein kann«, sekundiert die Tantra-Tante, und ehe es jetzt wieder ins Detail geht, ergreife ich die Flucht. »Komm dis nächste Mal mal 'n bisschen früher zum Janchen, und nicht erst, wenn schon der Notstand ausgebrochen is uffm Kopp, ja?«, ruft die andere mir noch hinterher. »Ja, ja!«, rufe ich, während die Tür hinter mir zufällt. Ich bin nicht sicher, ob ich dieses Versprechen halten kann.

Ich bin Berliner, holt mich hier raus!

»Es schneit. Das ist nicht gut.« – So dachte ich erschrocken, als ich durchs Fenster nach draußen blickte, denn ich hatte einen Termin beim Bürgeramt. Weil ich einen neuen Reisepass brauchte. Berliner werden die Dramatik der Situation sofort verstehen, aber für alle, die das Pech haben, nicht in der trendigsten, hippsten, sexyesten Stadt des Landes zu wohnen, muss ich vielleicht kurz erläutern, warum eine Tragödie drohte.

Es war ja noch nie schön, zum Bürgeramt zu müssen. Früher ging man im Wedding dafür zum Rathaus. Man nahm sich einen Tag frei, reihte sich früh morgens in eine Menschenmenge ein, die so lang war wie die Depenschlange vor einem Apple Store am Erstverkaufstag des neuen iPhones, und dann bekam man, wenn alles glatt lief und der Schalter einem nicht vor der Nase zugeschlagen wurde, weil die Ausgabezeit nun einmal um 11 Uhr endete, eine Wartemarke. Jetzt musste man nur noch wenige Stunden warten, bis die darauf befindliche Nummer angezeigt wurde, und schon kam man dran und konnte einfach so zu einem Bürgeramtsmitarbeiter gehen. Dort konnte man dann sein Anliegen vortragen, musste eine Gebühr bezahlen und dafür einen Kassensautomaten aufsuchen, denn nur an dem konnte man die Gebühr auch tatsächlich entrichten – und selbstverständlich nicht bei dem Bürgeramtsmitarbeiter, das wäre ja viel zu einfach gewesen. Der Kassensautomat aber stand nicht etwa im Hauptgebäude des Bürgeramtes, das wäre auch viel zu einfach gewesen. Dafür musste man sich schon in ein Nebengebäude begeben, durch diverse Gänge, die selbstredend nicht oder nur teilweise oder auch mal irreführend ausgeschildert waren, sonst wäre es ja erst recht viel zu einfach gewesen.

Die ganz Glücklichen hatten eine Schatzkarte von ihren

Großeltern geerbt, auf der der Standort des Kassenautomaten mit einem dicken Kreuz markiert war, die anderen mussten sehen, wie sie das Ding selbstständig im Keller des Nachbargebäudes in einer dunklen Kammer aufspürten. Wenn man dann anschließend mit der Quittung noch vor Feierabend wieder bis zum Schalter zurückfand, hatte man es geschafft. Für viele Weddinger war das einer der größten Erfolge, die sie in ihrem Leben je errungen haben, und mit gestärktem Selbstvertrauen gingen sie aus dieser Dschungelprüfung hervor, gegen die das Kakerlakenschlecken im australischen Regenwald Luschenkram für verweichlichte Fernseh-Pussys ist. Später dann ist das Bürgeramt in das Gebäude des Finanzamts am U-Bahnhof Osloer Straße umgezogen, also fünf Gehminuten und eine U-Bahnstation weiter. Ansonsten schien sich nicht viel verändert zu haben: lange Schlangen, stundenlanges Warten erst auf die Wartemarke und dann darauf, dass die Wartemarke aufgerufen wird, hässliches Großraumbüro. Ich brauchte einen neuen Personalausweis, rund dreißig Euro sollte er kosten. »Funktioniert die Kartenzahlung inzwischen?«, fragte ich, wohlwissend, welche ungeheure Provokation dieses unverschämte Anliegen darstellte. Die Frau hinterm Schalter sah mich taxierend an, kurz blitzte etwas undefinierbares in ihren Augen auf, das Gefahr verhieß, aber im nächsten Moment lächelte sie mich mit größtmöglicher Liebenswürdigkeit an und sagte in bedauerndem Tonfall: »Nein, das funktioniert am neuen Standort leider noch nicht. Man kann ja nicht alles auf einmal haben, nicht wahr?« »Na ja«, grummelte ich. »das funktionierte doch am alten Standort auch nicht.« Sie lächelte unbeirrt weiter: »Da war ja auch schon alles in den Vorbereitungen für den Umzug!« Ich wusste um die Sinnlosigkeit dieses Gesprächs, aber sie kitzelte den Widerspruch förmlich heraus, also sagte ich: »Ich war vor drei Jahren das letzte Mal bei Ihnen, da wusste überhaupt

noch niemand was von einem Umzug, und da funktionierte es auch nicht.« »Das kann schon sein«, sagte die Dame, »aber das war ja noch in der Einführungsphase der Kartenlesegeräte, am Anfang haben die natürlich nicht sofort reibungslos funktioniert.« »Haben die überhaupt jemals funktioniert?«, fragte ich. »Oh, sicherlich«, lächelte die Bürgeramtlerin weiter, »lassen Sie mich nachdenken. Ich glaube, es war am 17. Mai 2012. Ein herrlicher Frühsommertag, und am Abend zuvor stand beim Chinesen in meinem Glückskeks: ›Große Veränderungen werden in ihr Leben treten.‹ Und ich dachte noch: Pah, was soll in meinem Leben schon groß an Veränderungen passieren. Ich meine, ich hab eine unbefristete Anstellung beim Bürgeramt, da rechnet man nicht unbedingt mit überraschenden Entwicklungen, und dann ... na ja. Sie ahnen es ja. Da hat das Kartenlesegerät plötzlich funktioniert! Den ganzen Vormittag lang. Das war ein Hallo hier im Büro, *da* hätten Sie mal kommen sollen!« »Leider habe ich es verpasst«, murmelte ich zerknirscht. »Ja, leider«, sagte die Frau, »deswegen mussten Sie jetzt bitte die dreißig Euro am Kassenautomaten bezahlen.« »Selbstverständlich«, resignierte ich, »wo haben Sie ihn denn diesmal versteckt?« Da blitzte es wieder so seltsam undefinierbar gefahrverheißend in ihren Augen auf, aber sofort schaltete sie wieder auf breitestes Lächeln um und säuselte: »Aber nicht doch, ich sagte ja schon: Es geht nicht alles auf einmal bei so einem Umzug.« Was meinte sie bloß? Dann sickerte langsam die Erkenntnis in mein Bewusstsein: »Sie meinen, Sie haben hier gar keinen Kassenautomaten?« Sie strahlte mich selig an: »Ganz genau!« »Steht das Ding etwa immer noch im Keller des Nebengebäudes vom Rathaus Wedding?« »Ganz genau! Sie kennen den Weg noch?« »Allerdings!« Dann grüßen Sie die Kiste mal lieb von mir! Und beeilen Sie sich ein bisschen, um drei ist hier Schluss, bis dahin müssen Sie wieder zurück sein. Nehmen Sie mal lieber

die U-Bahn!« Ich war fassungslos. Aber vermutlich hatten sie einfach noch keine ausreichend unzugängliche Kammer im neuen Gebäude gefunden, wo sie den Kassenautomaten hätten hinstellen können. Und doch: Heute werde ich ganz nostalgisch, wenn ich daran zurückdenke. Es gab immerhin noch eine realistische Chance, innerhalb nur eines einzigen Arbeitstages seine notwendige Erledigung auf dem Amt zu verrichten. Ohne jede Voranmeldung, einfach so! Ach, was waren das für Zeiten!

Vorbei. Heute muss man einen Termin haben, um überhaupt vorgelassen zu werden. »Das ist doch ganz praktisch, dann muss man nicht mehr stundenlang in einer schlecht riechenden Menschenmasse warten, bis man drankommt«, denkt der Nicht-Berliner nun, aber so kann natürlich nur ein Nicht-Berliner denken. Der Berliner hingegen weiß: Jetzt fangen die Probleme erst richtig an.

Bis zu sechs Monate im Voraus kann man theoretisch im Netz so einen Termin buchen. Man muss auf der betreffenden Website nur den Monat anklicken, in dem man zum Amt will, und schon wird einem angezeigt, welche Termine dann verfügbar sind. Ich versuchte es spaßes halber zuerst im aktuellen Monat. Es erschien die Meldung: »In der angegebenen Zeit gibt es keine Termine. Versuchen Sie es doch den nächsten Monat.« Na gut, versuchte ich es doch den nächsten Monat. Es erschien die Meldung: »In der angegebenen Zeit gibt es keine Termine. Versuchen Sie es doch den nächsten Monat.« Na gut, versuchte ich es doch den nächsten Monat. Es erschien die Meldung ...

Allmählich dämmert jetzt vermutlich auch Nicht-Berlinern, wo das Problem liegt. Das Ende des Liedes lautet nämlich zuverlässig, dass in den gesamten sechs Monaten Vorbuchungszeitraum kein Termin zu haben ist. Und wie gesagt: ohne Termin kann man gar nicht erst hin-

»Kann das denn sein?«, denkt der Nicht-Berliner nun sicherlich, aber ja, es kann, wie ein freundlicher Hinweis auf der Seite klarstellt: »Ein technischer Fehler liegt nicht vor, nur weil keine Termine mehr frei sind.«

Nur weil mal sechs Monate im Voraus kein einziger Bürgeramtstermin zu haben ist und nur weil man ohne Bürgeramtstermin aber auch gar nicht erst hingehen muss zum Bürgeramt, weil man eh nicht vorgelassen wird, man also schlicht keinerlei Chance hat, Reisepass, Ummeldung oder Personalausweis überhaupt auch nur zu beantragen, liegt hier noch lange kein technischer Fehler vor! Auf so eine Idee käme höchstens ein Nicht-Berliner.

Der Berliner hingegen weiß, dass einem eben nichts geschenkt wird in dieser Stadt. Also stellt man sich den Wecker und versucht es nachts um vier, wenn die Konkurrenz am geringsten ist. Man sitzt am Computer und drückt wieder und wieder die Refresh-Taste. Und dann, eines schönen Tages, ist es so weit. Ein Termin blitzt auf! Wenn man jetzt noch schneller zuschlägt als all die anderen Verzweifelten an all den anderen Computern der Stadt, hat man ihn. Einen Termin beim Bürgeramt!

Selbstverständlich nicht in dem Bürgeramt des eigenen Bezirks, das würden nur Nicht-Berliner denken. Sondern in *Irgendeinem* Bürgeramt *irgendwo* in der Stadt. In meinem Fall in – Köpenick. Köpenick! Ich holte meinen alten Schüler-Weltatlas aus dem Regal und schaute nach, wo das liegt. Nun gut, mit öffentlichen Verkehrsmitteln nur etwa eine Stunde von mir zu Hause entfernt. Kein Problem. Eigentlich.

Aber das Schicksal wollte nun einmal, dass mein Termin im Januar lag. Und dass es an genau diesem Januartag zu schneien begann. »Na und? Dann soll er sich halt warm anziehen«, denkt nun der Nicht-Berliner, als wäre das das Problem. Das Problem lautet aber vielmehr: Bei Extremwetterereignissen wie Temperaturen um die

Frostgrenze und Schneefall von bis zu einem Zentimeter, womöglich sogar bis zu anderthalb Zentimetern, ist die Gefahr ausgesprochen groß, dass die S-Bahn nicht mehr funktioniert. Die S-Bahnen in Berlin mögen es nämlich nicht so kalt. Und Schnee mögen sie schon mal gar nicht. Ohne S-Bahn aber würde ich es nicht rechtzeitig nach Köpenick zu meinem Bürgeramtstermin schaffen. Also hatte ich keine Wahl, ich musste es wenigstens versuchen, auch auf die Gefahr hin, unterwegs in einem kollabierenden Zug stecken zu bleiben. Noch schienen die Bahnen immerhin zu fahren, also brach ich rasch auf.

Zuvor nur schnell noch im Spätkauf das Notwendigste für die anstehende Expedition kaufen: ein paar Müsliriegel als Proviant sowie eine Erste-Hilfe-Rettungsfolie und ein Fläschchen Rum zum Aufwärmen, falls die Bahn tatsächlich unterwegs steckenblieb, dazu ein Päckchen Kondome. Ich war bereit für alle Fälle!

Vor dem Spätkauf stand ein fetter BMW mitten auf dem Bürgersteig. Aber man darf doch nicht mitten auf dem Bürgersteig parken, mag jetzt der Nicht-Berliner denken, aber hey: Das hier ist Berlin, die, ich erwähnte schon, trendigste, hippste, sexyeste Stadt des Landes. Hier parkt man eben, wo es gerade passt. Und gerade im armen Wedding zeigt man auch gerne, wenn man es durch harte, ehrliche Arbeit, etwa als Drogenhändler, Geldwäscher oder Zuhälter, zu etwas gebracht hat. Da ist man zu Recht stolz. Da soll jeder sehen, dass man sich einen fetten BMW leisten kann, und damit das jeder sehen kann, wird der eben mitten auf dem Bürgersteig geparkt. Das ist zudem auch sehr praktisch für die Polizei, denn wenn die einen demonstrativ mitten auf dem Fußweg falsch geparkten fetten BMW sieht, dann weiß sie gleich, wo sie auf gar keinen Fall vorbeigehen und irgendwas kontrollieren sollte, denn das würde garantiert nur Arbeit und Ärger bedeuten und das sorgfältig austarierte ökologische Gleichgewicht der Stadt stören.

Schließlich ist alles ein fein abgestimmtes System hier, man muss die Zeichen eben nur zu deuten wissen.

Ich drückte mich an der Nobelkarosse vorbei in den Spätkauf hinein, schimpfte dabei innerlich über den Idioten, der die Karre wirklich selten dämlich dahingestellt hatte, und dachte, dass diese Verbrecher ja wirklich immer dreister werden und dass man vielleicht doch mal was dagegen tun müsste. Im Laden klaubte ich in höchster Eile meine Sachen zusammen, mit dem besorgten Blick nach draußen, wo sich allmählich eine zarte, weiße Schicht auf dem Boden abzuzeichnen begann. Verdammt, nicht mehr lang bis zur geschlossenen Schneedecke, und dann wäre es garantiert aus mit dem öffentlichen Nahverkehr.

Als ich bezahlen wollte, sah Yusuf, der Chef vom Spätkauf, mich nach einem Blick auf meine Einkäufe besorgt an. »Wasn los? Willstu S-Bahn fahren, oder was? Solltest du nicht machen, guck mal nach draußen, es schneit!« Ich sagte ihm, dass ich müsse, weil ich in anderthalb Stunden einen Termin beim Bürgeramt Köpenick hätte. »Oh, verdammt«, antwortete er bestürzt. Der Ernst der Lage war ihm sofort klar: »Verdammt, echt, Bürgeramt-Termin. Darfstu nicht verpassen, Großer! Wer weiß, ob du noch mal wieder einen kriegst.« Ich nickte traurig. »Fahr doch mit dem Auto«, schlug Yusuf vor. »Ich hab grad keins«, antwortete ich. »Dann nimm halt meins«, sagte Yusuf und legte mir einen Autoschlüssel auf den Tresen. Ich schaute ihn irritiert an. Meinte er das ernst? So gut kannten wir uns schließlich nun auch wieder nicht. Gut, ich kaufte seit Jahren die kleinen Dinge für zwischendurch immer treu bei ihm ein, aber dass er einem da gleich das Auto leiht? »Nimm ruhig«, bekräftigte er, »ich muss eh den ganzen Tag arbeiten.« »Das ist aber supernett!«, strahlte ich ihn an, »danke vielmals! Wo steht er denn?« »Steht direkt vor der Tür. Auf Bürgersteig. Müsste ich eh noch umparken. Kannste also haben.

Suchste 'n richtigen Parkplatz, wennde wiederkommst. OK?« Er deutete durch das Fenster auf den fetten BMW. Verblüfft sah ich erst auf das Auto, dann auf Yusuf, der mir aufmunternd zunickte, dann dachte ich: »Ach, was soll's« und griff beherzt zu. Yusuf feuerte mich an: »Los schon, beeil dich jetzt mal ein bisschen, darfstu nicht zu spät kommen zum Bürgeramt! Musstu voll pünktlich sein!« Zwei Minuten später brauste ich in der Verbrecherkiste davon.

Aber ist das nicht letztlich doch alles sehr beruhigend? Wenn es wirklich ernst wird, dann halten wir Berliner eben zusammen. Nicht-Berliner können das natürlich nicht verstehen. Aber wir Berliner, wir wissen, dass nichts ernster sein könnte in diesen harten Zeiten, als ein Termin beim Bürgeramt. Gemeinsam werden wir auch diese Prüfung bestehen.

Gift und Galle

Ich dachte ja, dass ich inzwischen einigermaßen abgebrüht bin, was Auftritte angeht, aber die Einladung ins richtige Fernsehen beunruhigte mich doch ein wenig. Also nicht bei irgendwelchen Berliner Hinterhofsendern oder dritten Programmen oder Arte oder so was, sondern wirklich richtig: ins RTL-Hauptprogramm. Direkt in die Hölle also. Ich sollte dort bei Stern TV den Freak geben, der die Haltung von Reptilien verteidigt, gegen eine Vertreterin des Deutschen Tierschutzbundes, die die erstaunliche Meinung vertritt, dass nur Tiere, die auch wirklich darunter leiden können, als Haustiere gehalten werden sollten, nämlich Hunde und Katzen, auf keinen Fall aber solche, denen es nachweislich vollständig egal ist, also Schlangen, Spinnen und Echsen. Mir war schon klar, dass sie mich in der Sendung vorführen wollten,

aber kampflös wollte ich ihnen das Feld auch nicht überlassen, also sagte ich zu.

Ich war also durchaus ein wenig nervös wegen der Aussicht, am nächsten Abend im bundesweiten Fernsehen vor einer enthemmten Meute von hysterischen Kuscheltierliebhabern öffentlich gegrillt zu werden, aber dass mir deshalb gleich der Bauch dermaßen grimmen musste, fand ich dann doch übertrieben. So dachte ich, nachdem ich meine Tasche für den Flug nach Köln zum Sender schon gepackt hatte. Und so dachte ich erst recht, nachdem ich mich eine Weile schlaflos im Bett wälzte. Das ist sicher nur die Aufregung, beruhigte ich mich, während ganz allmählich die Erkenntnis in mir durchsickerte, dass ich mich gar nicht schlaflos im Bett wälzte, sondern wand. Vor Schmerzen. Ich konnte es gar nicht glauben, weil ich so etwas noch nie erlebt hatte. Und dann ausgerechnet vor so einem Auftritt? Das konnte doch nicht sein, dass das wirklich was Körperliches war, was für ein irrer Zufall wäre das denn?

Als ich begann, mir vor Schmerzen das Kopfkissen in den Mund zu stopfen, gab ich auf. Vier Uhr nachts. Was nun? Ich suchte die Nummer vom Ärztlichen Notdienst heraus. Dort ging jemand ran, der behauptete, der eigentliche Ärztliche Notdienst würde mich in Kürze zurückrufen. Inzwischen lag ich röchelnd auf dem Boden. Das waren die schlimmsten Schmerzen meines gar nicht mehr so jungen Lebens, wie ich mir eingestand, aber ich wollte auch nicht so hysterisch wie ein Tierschützer wirken und deswegen gleich ins Krankenhaus fahren. Außerdem hat schon mein Opa einst gesagt: Wenn du da einmal reinkommst, kommst du da nie wieder raus. Zumindest, da war ich mir sicher, nicht schnell genug, um abends zur Live-Sendung in Köln zu sein, und dann würden alle denken, ich hätte mich gedrückt. Das wollte ich auf keinen Fall.

Endlich rief der Ärztliche Notdienst zurück. Er fragte nur kurz, worum es denn ginge, dann sagte er: »Da kann ich eh nichts machen. Fahren sie mal lieber direkt ins Krankenhaus.« Verdammt.

Im Virchow-Hospital konnte ich mich vor Schmerzen kaum auf dem Stuhl im Wartebereich der Notaufnahme halten. Die zuständige Schwester zeigte sich davon allerdings wenig beeindruckt. Kein Wunder: Ein kleiner Blick durch den Saal zeigte auf allen Bänken wimmernde, röchelnde, gurgelnde oder still die Augen verdrehende Elendspakete.

Hier konnte ich, das wurde mir schnell klar, mit meiner Einschätzung, auf der gefühlten Schmerzskala von 0 bis 10 einen Punktwert von 9 zu erleiden, keinen Stich machen. »Zwölf!«, schrie jemand hinter mir. »Zwanzig!«, versuchte ein anderer zu überbieten. Aber die Schwester zuckte nur ungerührt mit den Achseln. Wenn das so weiterging, das war mir inzwischen klar, würde ich es bis zum Sendungsbeginn keinesfalls nach Köln schaffen. Mit ziemlicher Sicherheit würde ich es bis zum Sendungsbeginn nicht einmal schaffen, einen Arzt zu sprechen. In meiner Verzweiflung zückte ich also meinen letzten Trumpf: »Neuneinhalb. Und: Ich bin heute Abend Gast bei Stern TV in Köln, ich muss da unbedingt rechtzeitig hin.« Plötzlich kam Leben in die Schwester: »Bei Stern TV? Echt? Mit Steffen Halaschka?« Ich hatte zwar keine Ahnung, wer Steffen Halaschka sein sollte, aber ich nickte sicherheitshalber. »Kleinen Moment«, flüsterte die Schwester und verschwand. Ungefähr zwei Minuten später kam sie mit einem Krankenpfleger und einer Ärztin mitsamt einer rollenden Liege herangerast: »Achtung, Notfall!«, rief sie. Erschrocken sah ich mich um, wen von uns Wartenden es jetzt doch erwischte hatte, bis mir klar wurde, dass sie mich meinten. Im nächsten Moment lag ich auf der Liege und wurde in ein Behandlungszimmer geschoben.

Dann ging alles sehr schnell. Die Ärztin drückte ein wenig auf meinem Bauch herum und fragte, während der Pfleger mir einen Tropf anlegte: »Sie sind heute Abend wirklich bei Steffen Hallaschka?« Fünf Minuten später wurde ich in die Anästhesie geschoben. »Da ist der Mann, der heute zu Steffen Hallaschka geht!«, hörte ich den Pfleger, der Anästhesist trat an meine Liege, legte mir eine neue Infusion an, dann fragte er mich kurz nach Allergien, Vorerkrankungen und Steffen Hallaschka. Ich solle doch bitte ein Autogramm von ihm mitbringen, hörte ich noch, dann wurde es schwarz vor meinen Augen.

Als ich wieder aufwachte, stand ein anderer Arzt vor mir. »Na endlich!«, begrüßte er mich zurück in dieser Welt, »jetzt beeilen Sie sich mal ein bisschen, sonst kommen Sie noch zu spät nach Köln!« Er klang vorwurfsvoll. »Wir haben eine Magenspiegelung gemacht. Und ein Sonogramm. Schauen Sie mal!« Er hielt mir ein Ultraschallbild hin und zeigte auf einen merkwürdigen nebligen Fleck. Verdammt, ich bin schwanger, dachte ich. »Gallensteine!«, rief er freudig, »Sie hatten eine Kolik. Entsteht, wenn so ein Stein durch den Gallengang abgeht, aber nicht richtig passt. Jetzt ist er aber durch, jetzt ist alles gut. Sie können bedenkenlos nach Köln.« »Und die Gallensteine? Wird das wieder passieren?«, fragte ich ängstlich. »Na klar. Wenn die einmal anfangen zu migrieren, hören die nicht wieder auf damit. Kann nächste Woche sein oder erst nächstes Jahr. Sie werden's schon merken, und dann kommen Sie sowieso wieder. Aber dann bringen Sie mir bitte ein Autogramm von Steffen Hallaschka mit!«

Ich war dann übrigens tatsächlich rechtzeitig in Köln bei der Sendung. Da ich noch halb unter Narkose stand und zudem seit 36 Stunden nicht mehr geschlafen hatte, war ich erstaunlich ruhig. Vor der Sendung kam ein jovial aussehender Mann in meine Garderobe, von dem ich

fürchtete, er wolle mir jetzt eine Versicherung aufschwätzen. »Guten Tag, Sie sind Herr Werning?«, sagte er. »Guten Tag«, erwiderte ich, »der bin ich. Und wer sind Sie?« »Ich bin Steffen Hallaschka«, antwortete der Mann. Ach guck, dachte ich. »Darf ich Sie um etwas bitten?«, fragte er. Huch, was kommt denn jetzt, dachte ich, sagte aber: »Na klar.« »Sie machen doch bei den Brauseboys im Wedding mit, stimmt's?«, fragte er. »Hä?«, sagte ich. »Wissen Sie, ich habe früher in Berlin gelebt, da war ich öfter bei Ihnen.« »Oh!«, sagte ich und fühlte mich geschmeichelt. Wir sind berühmt! Hallaschka räusperte sich: »Sagen Sie, wären Sie so freundlich, mir ein Autogramm von Paul Bokowski zu besorgen?« Ein Autogramm von Paul Bokowski? Den Jung-Vorleser, den wir einst aus der Gosse gefischt, an unserer Brust genährt und ihm mühsam lesen und schreiben beigebracht haben, unser Geschöpf? Nur weil der jetzt mal ein bisschen Erfolg hatte? Und das auch nur, weil wir dem Kleinen höflicherweise den Vortritt gelassen haben, um ihn ein bisschen aufzubauen. Das ist jetzt der Lohn? Dass man sich von irgendwelcher C-Fernsehmoderatorenprominenz anbetteln lassen muss um ein Autogramm von Paul Bokowski? Ergeben sackte ich in mich zusammen und nickte kraftlos. »Natürlich. Sie können mich jetzt gerne narkotisieren.« Er schaute mich verständnislos an.

In den folgenden zwei Jahren lebte ich ganz gut mit dem Befund »Gallensteine«. Manchmal gab es ein bisschen Gerumpel und Gekneife im Bauch, aber im Großen und Ganzen war ich schmerzfrei. Nachdem mich dann ganz unvermittelt aber doch wieder eine echte Kolik heimgesucht hatte, stand fest, dass es so nicht weitergehen konnte. Ich brauchte also einen Arzt, der sich das nochmal anguckte und mich dann zur OP ins Krankenhaus überweist.

Nun war ich zum Glück bislang eher selten krank und habe auch sonst nicht viel zu besprechen mit Ärzten. Ich

habe also gar keinen Hausarzt. Dementsprechend tippte ich »Hausarzt« und »Wedding« in die Suchmaschine und rief bei einer geographisch günstig gelegenen Praxis an. Dort lachte man mich aus, als ich sagte, ich hätte gerne einen Termin, möglichst diese oder nächste Woche. »Hörnse mal«, sagte die Sprechstundenhilfe, »Termine haben wir frühestens in drei Monaten.« »In drei Monaten? Nee, dann probiere ich es doch lieber woanders«, sagte ich. »Na dann: viel Glück«, kicherte sie.

Ich war erstaunt, aber was soll's, Hausärzte sind ja keine Mangelware hier in der Gegend. Sehr wohl eine Seltenheit sind allerdings Hausärzte, bei denen man überhaupt telefonisch durchkommt, wie ich im Folgenden feststellte. Meistens erklärte mir eine Bandansage sehr ausführlich, wann die Sprechzeiten seien, während der ich schlauerweise natürlich angerufen hatte, und ganz am Ende der Ansage hieß es dann: »Wenn Ihr Anruf in unsere Sprechzeiten fällt und niemand ans Telefon geht, sind alle unsere Mitarbeiter leider gerade beschäftigt. Sie können aber Ihre Nummer hinterlassen. Wir rufen Sie gerne zurück.« Tat natürlich niemand.

Bei der sechsten Praxis, bei der ich es versuchte, kam ich endlich wieder durch, jetzt wurde mir von der Sprechstundenhilfe aber barsch beschieden: »Wir nehmen keine neuen Patienten mehr auf.« »Was denn, nie wieder?«, fragte ich verblüfft. »Na, hin und wieder stirbt mal einer, wennse wollen, kann ich sie auf die Warteliste setzen.« »Nein danke«, sagte ich. Allmählich wurde ich ungeduldig. Da klingelte plötzlich mein Telefon. Ich ging ran, ein Dr. Fischer meldete sich. Ich war so überrascht, dass ich ihn anblaffte: »Und? Was wollen Sie von mir?« »Na, Sie hatten bei mir angerufen«, sagte er freundlich.

Ich war fassungslos. Eine Arztpraxis, wo jemand zurückruft? Und dann sogar der Arzt selbst? Konnte das sein? »Und Sie sind wirklich Arzt?«, fragte ich misstrauisch.

»Ja«, sagte er freundlich, »worum geht es denn?« Ich erklärte ihm mein Problem, und er sagte, ich könne gerne vorbeikommen, wenn ich wollte, sogar sofort. Ich war sprachlos. Dann setzte er nach: »Leider bin ich aber nicht bei den Kassen zugelassen. Ich bin nämlich eigentlich Flugmediziner und stelle Flugtauglichkeitsbescheinigungen aus, das muss eh privat bezahlt werden. Aber wenn Sie wollen, kann ich Sie gerne ins Krankenhaus einweisen zur Gallen-OP. Kostet halt ein bisschen. Geht aber schnell.« Er klang lauernd. Offenbar war das Gesundheitssystem hier dermaßen ruiniert, dass sich tatsächlich solche Kriegsgewinnler daran laben konnten. So verzweifelt war ich aber nun doch noch nicht, ich lehnte dankend ab.

Zunehmend zornig rief ich bei der nächsten Praxis an. Immerhin, es ging jemand ran. Der schon gewohnte Befund: »Nee, wir haben Aufnahmestopp.« »Verdammt, es muss doch möglich sein, in diesem elenden Bezirk an einen popeligen Arzt zu kommen«, fauchte ich ins Telefon. »Sind Sie Notfall?«, knarzte es zurück. »Was?«, fragte ich verwirrt. »Na, wenn Sie Notfall sind, kann ich Sie nicht daran hindern, hier vorbeizukommen. Dann müssen Sie halt eine Weile warten, aber Sie kommen dran.« Guck an, dachte ich. So geht das also.

So ging es dann auch tatsächlich. Ich meldete mich als Notfall und gab meine Daten an. »Wer ist ihr bisheriger Hausarzt?«, fragte die Sprechstundenhilfe. »Ich habe hier in Berlin noch keinen«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Oh, zugezogen?« »Ja, 1991.« Sie wirkte leicht irritiert. »Ich habe Ihre Daten jetzt eingegeben. Ob Frau Doktor Sie als Patient aufnimmt, kann ich Ihnen aber nicht versprechen.« »Wie bitte?« »Na, Sie sind jetzt Notfall. Da muss Frau Doktor Sie behandeln. Aber wenn Sie dann kein Notfall mehr sind, muss sie nicht mehr. Ob Sie dann weiterkommen können, entscheidet sie dann.«

Huch. Würde ich den Ansprüchen von Frau Doktor genügen?

Hatte ich frische Unterwäsche an, hatte ich mich ordentlich rasiert? Würde ich eine Aufnahmeprüfung absolvieren müssen? Oder schlimmer noch: meine Speise- und Trinkgewohnheiten offenlegen?

Frau Doktor rief mich schließlich zu sich, einen Assistenten gleich noch dazu, dann machte sie eine Ultraschalluntersuchung meines Bauchs und fand sofort heraus, dass die Gallenblase ausgedient hatte. Sie war begeistert und raunte ihrem Assistenten zu: »Schauen Sie her! Eine lehrbuchmäßig entzündete Gallenblase! Ganz wunderbar!« Ich fühlte mich ein bisschen stolz. Ja, ich hatte schon eine prächtige Gallenblase! So schön muss man sie erst mal hinentzündet bekommen. Wo sie schon mal dabei war, ging sie noch ein bisschen weiter auf Entdeckungsreise in meinen Innereien. Dabei stellte sie ihrem Assistenten am Bildschirm nach und nach diverse Einzelteile von mir persönlich vor. Neugierig lugte ich auch darauf, einfach, um mich besser kennen zu lernen. »Die Leber«, flüsterte Frau Doktor zu ihrem Kollegen, »die ist ja gar nicht so verfettet.« Aha. Meine Leber ist also gar nicht so verfettet. Ergänze im Kopf: wie man hätte annehmen müssen angesichts meiner Erscheinung und dem Standort Wedding. Meine Leber ist also gar nicht so verfettet – ich glaube, das ist das schönste Kompliment, das mir in dieser Stadt jemals jemand gemacht hat. In dem Moment wurde mir klar: Hier hatte ich meine Hausärztin gefunden. Jahrelang habe ich mich aufgespart, habe mich mit keiner anderen eingelassen, habe auf sie gewartet. Aber jetzt bin ich bereit! Hoffentlich nahm sie meinen Antrag an.

Sie nahm. Mit meiner vorbildlichen Gallenblase durfte ich bald darauf ins Virchow-Klinikum. Stolz legte ich dort Arztbrief und Überweisung vor. Zu meiner Überraschung wurde mir verkündet, dass man als Erstes eine

Ultraschall-Untersuchung meiner Gallenblase machen müsse. »Aber die hat Frau Doktor doch letzte Woche erst gemacht«, gab ich zu bedenken, »das Bild habe ich Ihnen doch sogar mitgebracht.« »Ja, aber das war letzte Woche und das war Frau Doktor. Wir gucken lieber heute und selbst.«

Irgendwie habe ich den leichten Verdacht, dass etwas mit unserem Gesundheitssystem ganz grundlegend schief läuft. Aber was soll's, routiniert legte ich mich auf die Liege, entblößte meinen Bauch und erwartete die entzückten Komplimente zu meinem Inneren. Aber das Virchow spielt offenbar in einer anderen Liga: »Ja gut, kann man schon mal operieren«, meinte die Ärztin. »Sieht zwar noch gar nicht so entzündet aus, aber raus muss sie irgendwann sowieso.« Das war jetzt doch etwas enttäuschend. »Wollen Sie vielleicht auch noch meine Leber sehen?«, fragte ich daher, »die soll auch sehr schön sein!« »Nee, danke«, sagte die Ärztin, »ich seh hier schon genug Fettlebern.« Beleidigt zog ich mein T-Shirt wieder runter.

Etwas mulmig war mir dann doch, als ich mich am Tag der OP morgens im Krankenhaus vorstellte. Grundsätzlich schätze ich es nicht sehr, wenn ich aufgeschnitten werde, wenn es versprochenerweise auch nur drei winzige Löchlein sein sollten, die sie in mich hineinbohren wollten. Ich zog mir die merkwürdigen weißen Anti-Thrombose-Strümpfe an und hängte mir das alberne OP-Schürzchen über den ansonsten nackten Körper. Es half ja nichts. Zum Glück kannte mich hier niemand. »Ach, der Herr Werning!«, begrüßte der Anästhesist mich, während ich hilflos versuchte, die Bänder von dem albernen OP-Schürzchen festzuknoten. »Das ist ja mal eine Überraschung! Ich komme nämlich regelmäßig zu den Brauseboys!« Meine Stimmung sackte augenblicklich auf den Nullpunkt. Jetzt sollte ich ihm bestimmt ein

Autogramm von Paul Bokowski besorgen. Aber von wegen. Denn jetzt sagte er sogar etwas noch Schöneres als »Ihre Leber ist ja gar nicht so verfettet.« Er sagte nämlich: Gestern hat mir mein Kollege noch eine SMS geschickt und geprahlt, dass er Paul Bokowski beim Spazierengehen auf der Müllerstraße gesehen habe. Aber das hier ist natürlich noch viel besser: Heiko Werning vor mir auf der Liege, in Thrombose-Strapsen und OP-Hemd. Da wird er vor Neid platzen, der liebe Kollege.« Allerdings, dachte ich. Was ist schon Paul Bokowski mit der Müllerstraße gegen mich in diesem megascharfen OP-Outfit, bereitwillig flachgelegt auf der Liege! Ich versuchte, den thrombosebestrumpften Schenkel aufreizend aufzustellen. Da setzte er mir die Anästhesie-Maske auf. Das Letzte, was ich denken konnte, war: Na also. Wenigstens einmal noch habe ich Paul Bokowski lässig ausgestochen, da kann der so berühmt werden, wie er will. Mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen fiel ich in die Narkose.

Aus »Wedding sehen und sterben«

Kobolde der Finsternis

Menschen, die täglich in ein Büro oder eine Praxis oder mit dem Taxi durch die Stadt fahren, um ihr Geld zu verdienen, fragen mich häufig, ob es mir nicht furchtbar langweilig sei, immer zu Hause zu arbeiten, und dann auch noch in einer Hinterhaus-Erdgeschosswohnung im Wedding. »Das könnte ich nicht«, sagen sie dann kopfschüttelnd.

Zugegeben, es war ein harter jahrelanger Prozess, in dem ich mich Schritt für Schritt an meine Umweltbedingun-

gen angepasst habe. Man soll ja vorsichtig sein mit biologistischen Vergleichen bei sozialen Fragen, aber werfen wir doch mal einen Blick auf die Evolution der Meerechsen auf den Galapagosinseln. Vor ein paar Millionen Jahren sprangen junge, drahtige, baumbewohnende Leguane durch den südamerikanischen Dschungel, die dann durch widrige Umstände aufs offene Meer gespült wurden und schließlich tausend Kilometer weiter westlich auf kargen, baumlosen Vulkaninseln anlandeten. Eine lebensfeindliche Welt, an die sie sich allmählich anpassen mussten. Und heute sitzt da statt der vitalen, gewandten, springfreudigen Echse ein schwergewichtiges, krumpeliges, zugewachsenes Wesen, das sich praktisch nicht mehr bewegt, um seine Energiereserven optimal auf das Wesentliche zu konzentrieren.

Die Meerechse ist mein Schicksalsgenosse. Auch mich hat es einst aus einem grünen, geradezu paradiesischen Lebensraum, nämlich Münster in Westfalen, in eine abweisende, im Grunde unbewohnbare Umgebung verschlagen – den Berliner Wedding. Und wie die Echten einst auf der nackten Vulkaninsel dazu übergehen mussten, kaum verdauliche Meeresalgen vom blanken Fels zu nagen, habe auch ich gelernt, mich von eigentlich Un genießbarem zu ernähren – *Imbiss zur Mittelpromenade*, Pressfleischdöner, Drei-Euro-Pizza, Schultheiss. So wie die Meerechsen bewegungslos auf den Lavabänken hocken und aufs Meer starren, um keine Energie für Überflüssiges zu verschwenden, sitze auch ich an meinem Schreibtisch und schaue stoisch ins Internet. »Kobolde der Finsternis«, hat Charles Darwin diese Reptilien einst genannt, und auch ich fühle mich damit gut charakterisiert.

Und doch kostet es mich manchmal noch einige Kraft, angemessen auf meine Umgebung zu reagieren – also gar nicht. So auch an diesem Februarmorgen, als ich bei der morgendlichen Zeitungslektüre am Bildschirm kurz

durch das Fenster meines Büros in den Innenhof schaute und dort einen Mann in der Hocke kauern sah, wie er hoch konzentriert ... – ich schaute genauer hin. Er hielt etwas in der Hand. Eine Kamera. Er hockte da mit der Kamera und fixierte den Boden. Ach so, dachte ich. Er fotografiert den Boden. Warum auch nicht? Ich vertiefte mich wieder in das Tagesgeschehen und schaute hinaus auf das Nachrichtenmeer.

Bald darauf blickte ich erneut in den Innenhof. Der Mann hatte seine Position verändert, jetzt lag er auf dem Boden, die Kamera vor sich, und nun konnte ich erkennen, auf was er da eigentlich fokussierte: eine tote Ratte.

Ich bin gut inzwischen, aber, ich muss es leider zugeben, ich bin noch nicht perfekt. Immer wieder zucken archaische Überbleibsel meines alten, unangepassten Lebens in mir auf, die mich drängen wollen, in einem solchen Fall ans Fenster zu treten, es auf Kipp zu stellen und laut in den Hof zu fragen: »Entschuldigung, aber was machen Sie denn da?« Doch was sollte das bringen? Ich weiß ja sowieso, was passieren würde. Der Mann antwortete: »Na was schon, nach was sieht es denn aus? Ich fotografiere eine tote Ratte, Meister, was hast du denn gedacht?« »Ja, aber warum?«, würde der Münsteraner Urmensch in mir zurückfragen, nur um dann so sicher wie das Amen in der Lambertikirche zu hören: »Na, weil ich gerne Fotos von einer toten Ratte hätte!«

Nun zupfte er der toten Ratte am Schwanz, um ihn anders zu drapieren, dann stellte er wieder hochkonzentriert etwas an seiner Kamera ein. Ich bewegte mich nicht von meinem Platz. Er macht Fotos von einer toten Ratte. Ist schließlich Berlin hier. Geht mich nichts an. – Aber schön anzusehen war es nicht.

Kurze Zeit später hatte der Mann seine Ratte so drapiert, dass es aussah, als säße sie entspannt auf ihrem Rattenhintern und schaute versonnen in den Himmel. Erst drohte sie immer wieder umzukippen, aber schließlich

gelang es ihm, sie richtig auszubalancieren, sodass sie sitzen blieb. Ein glückliches Lächeln zeichnete sich auf seinem Gesicht ab. Er hatte es geschafft. Die Ratte saß! Ich glaube, ich muss mal an die frische Luft, dachte ich. Ein kurzer Spaziergang durch den Wedding würde mir helfen.

Ich zog mir die Jacke über, trat in den Hof und grüßte den Mann, der jetzt quer über dem Durchgang lag und offenbar die sitzende Ratte aus der Froschperspektive gegen den Himmel fotografierte. »Guten Tag«, sagte ich, leicht lauernd. Aber der Mann wollte sich nicht erklären. »Kommen Sie vorbei oder soll ich zur Seite rücken?«, fragte er. Immerhin höflich. »Nee, geht schon«, sagte ich und zögerte immer noch einen Moment, um ihm eine Chance zu geben, noch etwas zu sagen. Doch er sagte nur: »Dann ist ja gut«, und schaute wieder konzentriert durch seinen Sucher auf die Ratte. Nein, nein, nein – ich sagte nichts, ich fragte nichts. Er fotografierte eben eine Ratte.

Ich stieg über ihn und ging raus auf die Seestraße. Ich atmete tief durch, als ich draußen war. Endlich wieder normale Leute sehen!

Da sprach mich plötzlich von links jemand an: »Dürfen wir dir ein Stückchen Rhabarberkuchen anbieten, zum Zeichen dafür, dass Jesus uns alle so sehr liebt?« Wie gesagt: endlich wieder normale Leute. Die Kuchenchristen stehen hier nämlich andauernd herum. Die kannte ich schon. Aber sie mich offenbar immer noch nicht. »Habt ihr auch Schokokuchen?«, fragte ich daher kurz. Die junge Christin schaute mich bedauernd an. »Ähm, nein, leider nicht, tut mir leid. Wir haben nur Rhabarberkuchen heute.« »Da siehste mal«, erwiderte ich empört, »da siehste mal, wie sehr euer Jesus mich liebt! Ich kann Rhabarberkuchen nämlich nicht ausstehen!«

Ich ließ sie stehen und lief zufrieden weiter die Seestraße längs. Ich musste noch einkaufen. Danach hatte ich

Hunger und ging zum neuen Imbiss in der Müllerstraße, den irgendwelche Araber hier aufgemacht haben. Ganz gut integrierte Araber offenbar, denn der Laden heißt tatsächlich: *Verwöhn dein Bäuchlein*. Das ist zweifellos der schönste Name im ganzen Wedding, seit *Der Goldene Dreieck* geschlossen hat und der *Imbiss zur Mittelpromenade* nicht mehr *You kill it, we grill it* heißt. Auch für den Mann mit der Ratte in meinem Innenhof wäre *You kill it, we grill it* vielleicht das attraktivere Angebot gewesen. Egal.

Im *Verwöhn dein Bäuchlein* jedenfalls gab es für zwei Euro fünfzig wirklich leckeres Shawarma. Manchmal glaube ich fast, dass Allah mich viel mehr liebt als Jesus. Mir soil's recht sein, mir sind beide herzlich egal.

Das Shawarma hier ist selbstverständlich halal, wie eine große Aufschrift im Fenster versichert. Eine weitere Kundin kam herein und bestellte eines. Sie trug zwar kein Kopftuch, trotzdem könnte das »halal« für sie ein Verkaufsargument gewesen sein, denn sie hatte eine Leine in der Hand, und am anderen Ende der Leine lief ein kleines, schwarzes Schwein hinter ihr her. Ein Schwein! Sie führt ein Schwein über die Müllerstraße spazieren!

Ich schaute sie kurz überrascht an, während sie wartete, dass ihr Shawarma zubereitet wurde, und fast hätte schon wieder der Münsteraner Urmensch in mir die Oberhand gewonnen und irgendwas gesagt in Richtung: »Oh, ein Schwein!«, oder: »Warum haben Sie denn ein Schwein dabei?« Aber ich konnte mich gerade noch beherrschen.

Während Frauchen auf ihr Essen wartete, beobachtete das Schwein die Leute um sie herum, die an den Tischen saßen und ihr Bäuchlein verwöhnten. Hier und da schaute zwar jemand kurz verwirrt auf, als ihm klar wurde, dass da kein Hund an der Leine saß, sondern ein Schwein, aber trotzdem sagte niemand was. Vorbildlich.

Was gäbe es dazu auch groß zu sagen? Außer eben: »Oh, ein Schwein!«, aber das sah man schließlich auch so, selbst im naturfernen Wedding können die Leute mühelos ein Schwein erkennen, schon aus religiösem Selbstschutz.

Ich überlegte kurz, ob es ein Problem ist, wenn im Halal-Grill ein Schwein verkehrt, aber die Araber im *Verwöhn dein Bäuchlein* schien es nicht zu stören. Das Frauchen nahm jetzt sein Shawarma in Empfang, warf dem Schwein einen ersten Fleischschnipsel zu, und das Schwein ließ sich das schweinfreie Fleisch schmecken und guckte erwartungsvoll nach oben, ob da wohl noch mehr kommen würde. Die paar Leute, die um uns herum saßen und die anfangs kurz geguckt hatten, hatten das Interesse schon wieder verloren. Kein Wunder. Ich meine, früher lief hier immer jemand wie Friedrich der Große gekleidet über die Müllerstraße, in voller Montur, mit Hut und Perücke. Tag für Tag. Hat auch keiner groß geguckt. Der eine als Friedrich der Große, die andere mit Schwein. So läuft das hier eben.

Als ich wieder bei uns in den Innenhof trat, war der Mann immer noch da. Erstaunt sah ich, dass er seine Ratte jetzt mit Gips eingegossen hatte. Er lehnte neben ihr am Müllcontainer. Offenbar failte ich ganz zum Schluss doch noch und guckte etwas zu lange und zu verblüfft, sodass der Mann sich zu einer Reaktion genötigt sah. »Muss noch trocknen«, erklärte er.

Ich fing mich rasch und antwortete: »Ja, klar.« Wir nickten uns kurz zu, dann ging ich zurück in die Wohnung. Nachdem ich die Einkäufe verstaut hatte, holte ich die Box mit meinen Fauchschaben, fing ein paar der empört zischenden Riesenkakerlaken heraus und warf sie meinen Giftkröten vor, die ich in einem großen Terrarium im Wohnzimmer pflege. Während ich zusah, wie die

massigen Amphibien ihre Zwischenmahlzeit mit gierigen Zungenschüssen in den Schlund beförderten, sinnierte ich ein wenig über die Erkenntnisse dieses Tages. Wirklich seltsame Leute da draußen, dachte ich. Gut, dass ich nicht allzu oft vor die Tür muss.

Als ich mich wieder zurück an meinen Schreibtisch setzte, sah ich noch, wie der Mann mit der nun in Gips gegossenen Ratte zufrieden abzog. Auch er hatte sein Tagwerk vollbracht.

1 Block, verschiedene Welten

Ein Freund aus Westdeutschland hatte sich für einige Tage in Berlin angekündigt, zur Zeit seiner Ankunft waren wir aber nicht zu Hause. Kurz überlegte ich, den Schlüssel deshalb ganz traditionell unter die Fußmatte zu legen, wer macht denn so was heute schon noch? Und wer sollte durch die Häuser schleichen und unter Fußmatten gucken, ob irgendein Volltrottel da allen Ernstes seinen Schlüssel hinlegt? Aber andererseits gibt es ja viele Verrückte hier in der Gegend, sodass das vielleicht doch nicht so sicher ist. Und außerdem: Wozu haben wir schließlich einen 24-Stunden-Spätkauf im Haus nebenan? Da musste man vielleicht auch einfach mal ein bisschen Vertrauen haben.

Sicherlich, die libanesischhintergründischen Herren, die ihn betreiben, sind sehr freundlich, aber ein gewisses Misstrauen ihnen gegenüber hat sich bei mir eingeschlichen, seit mir klar geworden ist, dass sie nach und nach den ganzen Block übernehmen. Mit dem Spätkauf fing es an. Den haben sie im ehemaligen Sonnenstudio namens *Sunny Days* aufgemacht. Den Namen haben sie einfach beibehalten. Dann haben sie im Haus daneben einen Frisörsalon eröffnet, den sie der Einfachheit halber auch *Sunny Days* genannt haben, was ja eine hübsche

Corporate Identity ist und zudem eine geradezu wohlthuende Abwechslung zu all den *Hairlich-* und *Mata Haari-* und *Haare Krishna-*Friseursalons, dann doch lieber Cut & Go im *Sunny Days*, und beim Warten dazu ein Schultheiss aus dem *Sunny Days* nebenan, so fügt sich eines zum anderen.

Dann haben die Jungs neben dem Spätkauf ein Casino aufgemacht und dafür einen geradezu philosophisch anmutenden Namen gewählt: *Sunny Nights*. Ich war bezaubert. Der Laden wirkt auf mich allerdings so geschäftig wie fast jede Spielbank. Man sieht praktisch nie jemanden darin. Vielleicht lese ich einfach zu viel Zeitung, aber in mir ploppt da gleich das böse Wort »Geldwäsche« auf. Andererseits ist daneben eine Filiale der Deutschen Bank, und was ist schließlich das Geldwaschen in einer Bank gegen die Gründung einer Bank? Das organisierte Verbrechen lauert überall.

Und nun haben die Clan-Frauen daneben auch noch einen Aufbackshop eröffnet mit dem nachgerade zwingenden Namen *Sunny Mornings*. Da stehen die Ladys nun also zu zweit, die eine verschleiert, die andere mit gefärbten Haaren, Tattoos und knallpinken falschen Fingernägeln mit Silberglitzern, und verkaufen belegte Brötchen und immer nur halb aufgetaute Berliner. Wenn man die aber bei ihrem ordnungsgemäßen Namen »Berliner« bestellt, schallt es einem von den Damen sofort empört entgegen: »Wallah, is Pfannkuchen hier, is schließlich Berlin, du Schwabe!« Ich bin aber Westfale, und Westfalen war preußisch, und was hier Pfannkuchen heißt und was Berliner, das bestimmen ja wohl immer noch die Preußen, dachte ich unwirsch, hielt aber lieber die Klappe, denn am Ende würden sie mich noch darüber belehren, dass Westfalen erst 1815 zu Preußen kam, und da haben sie in Berlin wahrscheinlich schon lange Eierkuchen in der Pfanne gebacken und Pfannkuchen in der

Fritteuse, das muss ich mir nicht von irgendwelchen verschleierte Libanesinnen erklären lassen, die nicht mal in der Lage sind, Berliner richtig aufzutauen.

Es ist halt unser ganz eigener 1 Block, denke ich, und lustigerweise sieht der Chef, der manchmal im Spätkauf *Sunny Days* hinter der Kasse sitzt, auch genauso aus wie Toni, die Hauptfigur in der berühmten Clan-Fernsehserie *4 Blocks*, weshalb ihn alle hier auch nur Toni nennen. »Ey, Bruder, kennst du *4 Blocks*?«, fragte er mich eines Nachts an der Kasse etwas unvermittelt, als ich mein Sixpack auf den Tresen stellte. Als ich verneinte, sagte er: »Musstu unbedingt gucken! Is voll cool. Mein Bruder spielt Toni, den Hauptdarsteller.« »Ja klar, Bruder«, sagte ich, und er sagte: »Nee, mein richtiger Bruder, Bruder!«

Dann habe ich aus Neugier tatsächlich *4 Blocks* geguckt, und es ist wirklich voll cool, aber ich bin seither nicht ganz sicher, ob zu viel Nähe zu den Sonnenkindern eine gute Idee ist. Als ich kurz vor der letzten Portoerhöhung noch schnell einen Schwung dieser bescheuerten Zwei-Cent-Briefmarken dort gekauft habe, weil ich noch alte 68-Cent-Marken und liegengebliebene Post zu Hause hatte, hat der Clanchef mir gleich einen ganzen Block der Dinger in die Hand gedrückt. Als ich bezahlen wollte, sagte er mit gönnerhaftem Paten-Ton wie Toni in *4 Blocks* persönlich: »Lass mal, Bruder. Für diese bescheuerten Zwei-Cent-Briefmarken nehm ich kein Geld, ich meine: zwei Cent, was soll denn das? Nimm einfach, so viel du brauchst.« Als ich mich überrascht bedankte – und ich war wirklich dankbar, weil ich nämlich befürchtet hatte, sie könnten die bescheuerten Zwei-Cent-Marken gar nicht führen und ich müsste mir wegen dem Quatsch tatsächlich einen Tag frei nehmen, um in die Postfiliale der Hölle am Leopoldplatz zu gehen –, sagte er nur: »Kannst sicher auch mal was für uns tun, Bruder.« Als ich ihn daraufhin verunsichert ansah, lachte er

und sagte: »Kleiner Scherz, Großer. Nur weil mein Bruder bei *4 Blocks* mitspielt, musstu keine Angst vor uns haben.« Ich lachte mit, und als ich rausging, rief er mir noch nach: »Aber *4 Blocks* is nach wahre Begebenheiten, is voll authentisch!«

Jedenfalls dachte ich also, als mein Besuch sich angekündigt hatte, dass wir hier sowieso alle so was wie eine Familie sind, und so fragte ich Toni, ob ich den Schlüssel bei ihnen im Spätkauf deponieren könne. »Aber sicher, Bruder«, sagte er und zeigte auf ein Schlüsselbrett neben dem Tresen, an dem ein dutzend Schlüsselbunde hing: »Häng ihn einfach dazu. Sind alle von den Nachbarn. Machen alle hier.« Guck an, dachte ich verblüfft. Das Praktische setzt sich letztlich eben durch.

Das fand vermutlich auch eine Nachbarin aus dem Haus nebenan, eine sehr nette und ziemlich selbstbewusste Lesbe, die öfter mal zu Lesungen von mir kommt und mit der ich mich ein bisschen angefreundet habe. Sie saß mit ihrer aktuellen Partnerin knutschend im Backshop bei der verschleierte Clan-Frau, und während ich Brötchen bestellte, nahm sie kurz die Zunge aus dem Mund ihrer Geliebten und rief mir zu: »Ich wollte dich noch zu meinem Geburtstag einladen!« Weil ich sie mag, freute ich mich und sagte zu.

»Ich feier hier im Späti, kannste einfach vorbeikommen.«

»Im Spätkauf? Du feierst deinen Geburtstag im *Sunny Days*?«

»Hab ich mit Toni klargemacht, meine Wohnung ist doch so klein. Außerdem muss ich dann keine Kisten schleppen, das Bier kann praktisch nicht ausgehen, und Chips gibt's auch genug.«

Die verschleierte Backshopperin reichte mir die Brötchentüte und sagte: »Die Jungs sind schon ganz aufgeregt. Haben sie noch nie gemacht, 'ne Party im Späti. Und dann noch 'n Lesbengeburtstag! Die haben schon

das ganze Lager leergeräumt, alles schön geputzt und mit Girlanden und Blümchen geschmückt.«

So kam ich Samstagabend in den Spätkauf, über dessen Tür eine große, goldene 30 aus Luftballons hing. Die jungen Leute, eine bunte Mischung aus Maschinenbau-Studierenden und Lesben und lesbischen Maschinenbau-Studierenden, standen lachend und schwatzend zwischen den Regalen, und verdammt, es war die Party mit der besten Bierauswahl, die ich je erlebt habe. Und zu später Stunde haben wir noch Fischstäbchen aus der Spätkauftruhe geholt und im Ofen des Backshops aufgebacken, aber dann musste ich auch wirklich langsam mal nach Hause.

Doch die Vertraulichkeiten haben ihren Preis. Diese Woche hing ein Zettel bei uns im Flur, mit folgender Aufschrift: »Hallo liebe Hausbewohner, ich glaube unsere Schlüssel wurden am Samstag beim Späti verwechselt. Jetzt haben wir einen fremden Schlüssel und jemand müsste unseren haben. Falls sich jemand angesprochen fühlt, bitte unter dieser Nummer melden«, dazu eine Handy-Nummer.

Mein Schlüssel war's nicht, mein Besuch hat den richtigen bekommen. Allerdings hatte ich einen Verdacht, wessen Schlüssel die Nachbarn erwischt haben, denn am nächsten Tag schickte mir die Lesbe eine WhatsApp-Nachricht mit dem Foto von einem Zettel, der bei ihnen im Hausflur hing: »Woh ist meinn Schlühssel zogmal Yüksel, Akyüz. 2-Stock. Fick ich dich sonst.«

Fasziniert blickte ich auf das Foto. Es mag zwar nur ein Block sein, aber es sind halt doch verschiedene Welten.

Das Loch in der Wand

Die Kinder waren ganz aufgeregt. »Papa, jemand ist bei uns eingebrochen!«, riefen sie entsetzt, als wir nach Hause kamen und vor der Tür standen. Die Sorge war allerdings unbegründet, denn die Tür war völlig unversehrt und in bester Ordnung. Was man von der Wand daneben allerdings nicht behaupten konnte. Ungefähr auf Kopfhöhe befand sich ein großes Loch darin, der Putz abgeschlagen, die Rigips-Wand aufgesprungen, ein großer Hohlraum tat sich dahinter auf. Ein zweites, kleineres Loch befand sich oberhalb der Fußleiste. Der Flur war übersät mit kleinen Trümmern. Kein schöner Anblick. Wir staunten.

»Da wollte bestimmt einer einbrechen«, beharrten die Kinder. »Und dann hat er die Tür nicht gefunden und deshalb versucht, die Mauer daneben zu durchschlagen?«, fragte ich skeptisch. Eher unwahrscheinlich. Ratlos gingen wir in die Wohnung.

Das Rätsel war kurze Zeit später gelöst. Als wir am nächsten Tag vor die Tür traten, hing da, fein säuberlich neben das Loch geklebt, ein Zettel. In Schönschrift stand da: »Hi liebe Nachbarn! Ich habe gestern meine Masterarbeit eingeliefert und hatte deswegen eine Party. Es tut mir leid wenn die Musik zu laut war! Ich habe das Loch gesehen und wird mit derjenige der umgestürzt ist wegen reparatur reden. Anna OG3.« Ich war baff. Magisterarbeit eingeliefert? Hoffentlich nicht in Germanistik. Und Party? Ja, vom Lärm hatte ich nachts etwas mitbekommen.

Aber ich hatte den Krach einfach ignoriert und bin ins Bett gegangen. Wir wohnen ja schließlich im Wedding und nicht im Prenzlauer Berg.

Aber was mag dann noch passiert sein in der Nacht? Umgestürzt? Wie kann man denn so umstürzen, dass rich-

tige Löcher in eine doch halbwegs massive Wand kommen? Das konnte ich mir kaum vorstellen, das war bestimmt eine Schutzbehauptung. Haben die mit Stahlträgern nacheinander geworfen? Die Treppe runtergefallen, mit einer Spitzhacke in der Hand? Wie betrunken waren die denn? Und was war das bloß für eine Party?

Während ich den Kopf vor mich hin schüttelte, bemerkte ich, wie mein Ärger über die Löcher nach und nach einem leicht nostalgischen Ziehen wich. Wie lange war es bei mir eigentlich her, dass ich nachts bis in den frühen Morgen auf einer Party war? Wann hatte ich das letzte Mal so gefeiert, dass ich hinterher nicht mehr wusste, ob und wie ich irgendwelche Wände eingeschlagen hatte oder nicht? Ich seufzte wehmütig.

Später im Hof traf ich Jochen. Der ist so alt wie ich und wohnt im vierten Stock. »Hast du das Loch gesehen?«, fragte er mit missbilligendem Gesichtsausdruck. Ich nickte. »Und, hast du mitgekriegt, was da passiert ist?«, wollte er wissen.

»Nee, keine Ahnung. Muss irgendwann nach drei Uhr gewesen sein, da bin ich ins Bett, da war noch alles in Ordnung.«

»Mann, Mann, Mann«, sagte Jochen, »das war vielleicht ein Lärm heute Nacht. Bei uns haben sogar die Schlafzimmerwände gewackelt, so sind die da rumgetanzt und -gesprungen.«

»Ja, Masterarbeit. Da haben sie wohl ein bisschen gefeiert.« Er schaute nach oben zu der Wohnung der Nachbarin.

Er grummelte: »Diese jungen Leute! Feiern, bis da Löcher in der Wand sind.« Seine Gesichtszüge entspannten sich etwas, dann murmelte er: »Nicht schlecht, da könnte man ja glatt ein bisschen neidisch werden. Julia und ich waren gestern auch auf einer Party. Ich bin um halb eins in irgendeinem Sessel eingeschlafen, aber da waren wir sowieso schon fast die Letzten. Julia hat mich

dann geweckt, nachdem sie die Küche noch saubergemacht, die Spülmaschine eingeräumt und alle Flaschen schön ordentlich in die Kiste auf den Balkon gestellt haben. Dann sind wir schleunigst nach Hause. Das war früher auch irgendwie mal anders.«

»Na, immerhin habt ihr beim Weggehen nicht die Wand eurer Gastgeber zertrümmert.«

»Ja«, sagte er und sah mich traurig an, »selbstverständlich nicht. Wir waren sogar noch nüchtern genug, um mit dem Auto zu fahren.« Er seufzte.

Am Nachmittag brachte ich den Müll nach draußen und traf Sina aus dem Obergeschoss, die kopfschüttelnd vor dem Loch stand. Auch sie ist etwa in meinem Alter.

»Was zum Teufel haben die denn hier gemacht?«, fragte sie mit missbilligender Stimme, während sie auf die Löcher zeigte.

Ich zuckte mit den Schultern: »Party halt. War ziemlich laut.«

»Ja, das habe ich gehört. Ich wollte schon die Polizei rufen. Aber dann dachte ich, ich kann mich ja nicht mehr hier sehen lassen, wenn das rauskommt. Ist ja schließlich Wedding hier und nicht der Prenzlauer Berg.«

»Um drei war noch alles heil«, erklärte ich, »muss danach passiert sein.« Sina musterte die Trümmerzone eingehend, den großen Krater auf Brusthöhe, das kleine Loch am Boden. Ihr Blick bekam plötzlich etwas Schwärmerisches. Dann sagte sie: »Wahrscheinlich Sex.«

»Sex?«, fragte ich erstaunt, »wieso das denn?«

»Natürlich«, erwiderte sie überzeugt, »warum sonst sollte man hier im Flur so stark vor die Wand wummern? Die werden ja wohl kaum einen Durchbruch zu euch versucht haben.«

»Aber Sex?«

»Na klar, Mensch«, sinnierte sie, »wilde Party bis in den frühen Morgen, die letzten zwei gehen schließlich, haben

ordentlich getrunken oder Gottweißwas genommen, haben sich schon die ganze Nacht so richtig heiß getanzt, waren total scharf aufeinander, und dann, als sie gemeinsam nach unten sind, da konnten sie halt nicht mehr an sich halten. Schnelles Nümmerchen im Gang morgens um vier, ist doch scharf. Und dabei vor Leidenschaft halt vor die Wand gewummert. Kann doch mal passieren im Rausch der Sinne.«

»Hier im Flur? Fast in der Öffentlichkeit?«, ich blieb skeptisch.

»Na, macht's doch nur schärfer, dass da theoretisch jederzeit jemand aus der Tür kommen könnte ...«

Ich runzelte die Stirn: »Aus der Tür könnte höchstens ich kommen.«

Sie sah mich kurz musternd an, dann sagte sie: »OK. Das macht's vielleicht nicht unbedingt schärfer. Aber das konnten die ja nicht wissen.«

»Also hör mal ...«

»Ist ja gut. Aber hey, also, ich hab's früher auch das ein oder andere Mal in irgendwelchen Treppenhäusern getrieben. Ist doch geil. Das waren Zeiten!«

»Ahm, na ja ...«, murmelte ich verlegen, »also wenn du unbedingt mal wieder ...«

»Würd ich heute gar nicht mehr können«, winkte sie ab, »ich hab Rücken! Da krieg' ich gleich wieder 'n Bandscheibenvorfall.«

Sie atmete tief durch und ging dann nach oben.

Eines Montagmorgens klingelte es plötzlich. Ein Handwerker stand vor der Tür, vielleicht so Mitte fünfzig, Typ plautzetragender Bolle-Berliner. »Morjen! Hier soll so'n Loch inne Wand sein, dit soll ick zumachen, wa.« Ich zeigte auf den schadhafte Bereich direkt neben der Tür. Er betrachtete die Löcher eingehend. »Mann, Mann, Mann, da habta aba janz schön jefeiert, wa?«, schnalzte er. Ich schaute ihn verdattert an. Wir? Na klar, das Loch war direkt neben unserer Tür. Da musste er ja

denken, dass ich da was mit zu tun habe. Und jetzt hielt er also allen Ernstes mich für jemanden, der so wild feiert, dass er anschließend die Wände einschlägt? Ich wollte schon empört aufbrausen, da spürte ich das nostalgische Ziehen wieder. Und die Nachbarn fielen mir ein. Ich holte kurz Luft, dann lächelte ich sanft und murmelte: »Na ja, war 'ne lange Nacht.«

Der Maurer musterte mich kurz, dann nickte er anerkennend und sagte: »Alle Achtung, Ick meene, wir ham ja auch jefeiert früher. Aber so 'n Loch inne Wand, dit ist ja schon ordentlich, da musses ja hoch herjegangen sein.«

Ich machte nur: »Hm.«

»Aba schalten Se's nächste Mal vielleicht mal 'n Gang runter«, sagte er, als er seinen Werkzeugkoffer aufmachte, »wir wern ja alle nich jünger, wa.«

»Hm«, machte ich erneut, dann ging ich zurück in die Wohnung und stellte erstaunt fest, dass ich inzwischen überraschend gute Laune hatte für einen frühen Montagmorgen.

Den Lifestyle chillen

Die Jungs, inzwischen neun und elf Jahre alt, saßen auf der Couch und guckten auf dem Tablet Videos auf den Youtube-Channels von irgendwelchen bescheuerten Influencern, die nonstop sinnloses Zeug vor sich hinplappern. »Habt ihr nicht noch Hausaufgaben zu machen?«, fragte ich, meiner väterlichen Pflicht gehorchend und dezent verdrängend, dass ich selbst früher nie Hausaufgaben zu Hause gemacht, sondern immer schön eilig am nächsten Morgen vor dem Unterricht irgendwo abgeschrieben habe. »Ja, schon«, sagten die Kinder, und dann sagten sie: »Aber jetzt wollen wir erst mal unseren Lifestyle chillen.«

Verblüfft schaute ich sie an. »Ihr wollt was?«
»Wir wollen unseren Lifestyle chillen!«
Ich holte tief Luft, aber dann sagte ich doch lieber nichts. Es sind empfindsame Seelen, die noch reifen müssen. Dafür braucht man vielleicht nicht zwingend korrekte deutsche Sätze. Wenn ich sie schon mit Hausaufgaben behellige, dann sollte ich nicht auch noch an ihrer Sprache herumkritteln. Wir haben damals schließlich auch »geil« gesagt, obwohl unsere Eltern das verkommen fanden. Das muss man nicht überbewerten, das geht ja auch alles schnell wieder vorbei. Ich meine, wer sagt denn heute schon noch »geil«? Ach, egal.
Außerdem, wenn sie nun mal jetzt ihren Lifestyle chillen mussten, dann konnte man da wohl nichts machen. Außer ihnen wenigstens noch etwas Gesundes unterschieben. Erdbeeren. Wir hatten frische Erdbeeren im Kühl-schrank. »Wollt ihr Erdbeeren?«, fragte ich daher. Sie guckten nicht einmal auf vom Tablet. Sie waren so beschäftigt damit, ihren Lifestyle zu chillen, dass sie mir gar nicht erst zuhörten. Ich fragte daher noch einmal ganz sensibel nach: »Wollt ihr verdammt noch mal Erdbeeren, ihr Rotzlöffel?«
Jetzt schreckten sie doch kurz aus dem Chillen ihres Lifestyles auf und antworteten vollumfänglich mit: »Nö.«
»Aber Obst ist gesund«, versuchte ich, den unverhofft entstandenen Gesprächsfaden mit der jungen Generation sogleich aufzugreifen.
Und plötzlich wurden sie zu meiner Überraschung richtig munter. »Obst?«, quiekte der Kleine, »Erdbeeren sind doch kein Obst!«
»Genau!«, sekundierte der Große mit triumphierendem Blick, »Erdbeeren sind Nüsse! Das weiß doch jedes Kind!«
Fassungslos starrte ich sie an. »Erdbeeren sind also Nüsse und kein Obst, so, so. Wer hat euch das denn erzählt? Diese Youtuber? Diese Youtuber, die Sätze sagen wie:

»Ich chille meinen Lifestyle? Ernsthaft?«

»Aber Erdbeeren sind nun mal Nüsse«, sagte der Kleinere, »die vermeintliche rote Frucht ist in Wahrheit nur eine Scheinfrucht, auch Fruchtboden genannt. Die eigentlichen Früchte der Erdbeere sind die kleinen grünen Körner an der Oberfläche. Und dabei handelt es sich nun mal um Nüsse. Das hat Arazhul in seinem Youtube-Video erklärt, weil in seinem Minecraft-Garten jetzt Erdbeeren wachsen.«

Ich glaube, es hackt, dachte ich. »Das mag ja schon sein, wenn man es pflanzenanatomisch betrachtet, aber ich betrachte Erdbeeren nicht pflanzenanatomisch, sondern als Lebensmittel. Und da gehören sie eindeutig zu Obst, ihr Obst! Alles andere ist billige Klugscheißerei!«, brach es nun doch etwas ungehalten aus mir heraus, »eure Youtuber sollen lieber erst mal richtig sprechen lernen, bevor sie sich den Kopf über Pflanzenmorphologie zerbrechen! Über Scheinfrüchte rasonieren, aber ›Ich chille meinen Lifestyle‹ sagen!«

»Aber immerhin wissen die, dass Erdbeeren Nüsse sind und kein Obst!«, verteidigten die Kinder ihre Stars.

»Ah ja, und was kommt da als Nächstes? Dass sie auch nicht süß schmecken, sondern scharf?«, schnappte ich zurück.

Aber der Kleine quietschte sofort wieder auf und rief: »Scharf ist doch kein Geschmack! Scharf ist ein Schmerz! Das haben wir gerade erst auf dem Youtube-Channel von #MentaleZuflucht gesehen. Es gibt überhaupt nur fünf Geschmacksrichtungen, nämlich süß, bitter, salzig, sauer und umami!«

Ich schaute ihn mit offenem Mund an: »Umami?«

»Ja, umami. Ist erst im Jahr 2000 entdeckt worden. Das Wort kommt aus dem Japanischen und beschreibt den Geschmack, den Glutamate auf der Zunge auslösen.«

»Umami? Habt ihr das auch in eurer mentalen Zuflucht entdeckt?«

»Ja, genau, das haben wir bei #MentaleZuflucht gesehen. Und aus diesen fünf Geschmäckern ist alles gemischt, mehr können unsere Geschmacksrezeptoren gar nicht wahrnehmen!«

»Na, eure vielleicht nicht! Weil ihr den ganzen Tag nur Youtube-Videos guckt. Da verkleben halt sämtliche Rezeptoren. Wahrscheinlich«, ich zeigte auf das Kissen mit einem großen Insekt drauf, das noch auf dem Sofa lag, ein Relikt aus glücklicheren Tagen, als ihre Influencerin noch Biene Maja hieß, »wahrscheinlich würdet ihr ja nicht mal mehr die schwarz-gelbe Warnfarbe von dem Vieh hier erkennen, so verklebt sind eure Rezeptoren von diesem ganzen Youtube-Scheiß!«, verlor ich allmählich doch etwas die Contenance.

Aber auch die Kinder reagierten zunehmend gereizt: »Aber Papa, weißt du denn wirklich bei überhaupt nichts Bescheid?«, fragte der Große jetzt empört, »Schwarz ist doch keine Farbe!« Mann, Mann, Mann! Ich starrte ihn feindselig an. Aber er fuhr ungerührt fort: »Schwarz ist nur die Bezeichnung für ein Sehempfinden, das beim Fehlen eines visuellen Farbreizes entsteht. Schwarz ist sozusagen das Gegenteil von Farbe! Kam gerade erst bei MaiLab.« Jetzt reichte es mir aber wirklich langsam: »Keine Ahnung von der Welt, aber den Vater darüber belehren, dass Schwarz keine Farbe ist und Scharf kein Geschmack! Das ist dieselbe unangenehme Art von Rechthaberei, wie wenn die Taxifahrer um ein Uhr nachts immer schon ›Guten Morgen‹ sagen«, war ich allmählich so richtig in meinem Element, »diese korinthenkackerischen Arschlöcher, die auch noch wollen, dass man sich schlecht fühlt, nur weil man mal ein bisschen länger unterwegs war, während sie arbeiten müssen. Oder wenn man sich in der Kneipe nachts mit jemandem für den nächsten Tag verabreden will und sagt: ›Gut, dann treffen wir uns morgen‹, und der sagt dann, dass das aber gar nicht stimmt, weil es ja schon nach Mitternacht ist

und wir uns deshalb schon heute Abend treffen. Aber dann treffen wir uns nicht heute Abend, und morgen Abend auch nicht, dann treffen wir uns überhaupt nicht, weil ich mich mit besserwisserischen Klugscheißern grundsätzlich nicht treffe!«

Die Kinder guckten mich ob dieses Ausbruchs etwas irritiert an, der Kleine sagte: »Jetzt geh mal nicht so megahart ab, Alda. Ist doch alles nice. Vielleicht setzt du dich lieber hin, guckst ein bisschen Youtube mit uns und chillst mal deinen Lifestyle. Gerade ist von Arazhul das neue Video released worden. Darin probiert er exotische Süßigkeiten aus Thailand!«

»Ich soll mir angucken, wie dieser sprachgestörte Schwachmat thailändische Süßigkeiten in sich reinstopft und dabei sinnloses Zeug brabbelt?«, begehrte ich noch einmal auf, aber mein Jüngerer hielt mir das Tablet vor, und versehentlich schaute ich kurz drauf und dachte: »Boah, was ist das denn?«, und auf dem Bildschirm plopten in großer Comic-Schrift die Worte auf: »Boah, was ist das denn?«, und ich dachte, das Zeug, was der da hat, das sieht wirklich krass komisch aus, und Arazhul sagte: »Das Zeug, was ich hier habe, sieht wirklich krass komisch aus.« Und dann dachte ich: Ach, scheiße, was soll's, und setzte mich zu den beiden aufs Sofa und guckte halt ein Weilchen mit zu. Hausaufgaben konnten sie am nächsten Tag ja immer noch irgendwo abschreiben. Und vielleicht sollte ich auch einfach mal ein bisschen meinen Lifestyle chillen.

Das Hohelied der Liebe

Fast wäre ich über die Kiste gestolpert, als ich eines Nachts nach Hause kam. Ich hatte die Haustür aufgeschlossen und wie immer das Flurlicht nicht angeschaltet. Aus Umweltschutzgründen. Ich fliege schließlich

schon jedes Jahr nach Australien oder Amerika, esse regelmäßig Fleisch, habe zwei ressourcenverschlingende Kinder in die Welt gesetzt und lasse mir ständig Plastiktüten beim Einkaufen geben, da muss ich nicht auch noch nachts das Hausflurlicht anstellen. Jeder tut halt, was er kann für eine bessere Welt. Wenn wir alle zusammen anpacken, können wir es schaffen.

Allerdings nicht unbedingt, wenn ich anschließend auf's Maul falle, weil irgend so ein Trottel eine Kiste mit Müll in den Durchgang zum Hof gestellt hat. Fluchend schaltete ich nun doch das Flurlicht an – scheiß auf meine CO₂-Bilanz. Verwundert schaute ich auf einen Pappkarton, in dem eine alte Schreibtischlampe stand, daran ein Zettel mit der Aufschrift »zu verschenken«.

Mein erster Impuls war: Was für ein Idiot, das klappt doch nie. Wahrscheinlich eine dieser frisch zugezogenen Studentinnen aus Schwaben oder Spanien, die noch keine Ahnung haben, wie das Leben in Berlin so läuft. Sicherlich, auch ich habe eine Wohnung voller Gerümpel, das man mal wegschaffen müsste, und auch ich bin zu faul, es zum Entsorgungshof zu bringen. Oder es einfach in den Flur zu stellen, wie die Studentinnen aus Schwaben oder Spanien. Aber wenn ich mich doch einmal dazu aufraffen sollte, dann würde ich selbstverständlich keinen Zettel »zu verschenken« dran kleben, mit dem ich signalisiere, dass ich das Zeug wirklich loswerden will. Das will dann doch niemand haben. So funktioniert Berlin nicht. »Bitte stehen lassen, hole ich morgen ab«, muss auf so einem Zettel stehen, damit der Schrott verschwindet. Besser noch: »Bitte unbedingt stehen lassen!« oder »Bitte auf keinen Fall mitnehmen!«. Man muss seine Umwelt eben verstehen und die Reize richtig setzen, wenn man hier durchkommen will.

Zu meiner Überraschung stellte ich am nächsten Morgen fest, dass die alte Lampe dann doch verschwunden war. Und nicht nur das: An der Wand hing ein gelbes

Post-it mit der Aufschrift »Vielen Dank für die Lampe« samt großem Smiley. Was ist denn hier los?, dachte ich. Noch eine Zugezogene? Können diese Neuankömmlinge sich nicht ordentlich integrieren in die Weddinger Wertegemeinschaft? Soll hier etwa eine dieser düsteren Parallelgesellschaften entstehen? Wo ist das Heimatschutzministerium, wenn man es mal braucht?

Aber die Zeiten ändern sich eben. Nach und nach entwickelte sich unser Hausflur zu einer ausgewachsenen Tauschbörse. Ich schimpfte noch eine Weile über den Verfall der Sitten vor mich hin.

Eines Nachts kam ich mit Freund Robert Rescue aus dem zweiten Stock nach Hause, der nach dem Aufschließen der Haustür sogleich das Flurlicht anschaltete, obwohl ich natürlich lautstark dagegen protestierte und ihm vorwarf, dass er Schuld trage am nahenden Weltuntergang. Was er allerdings mit einem ungerührten »wäre sowieso das Beste« parierte. Anschließend ging er zielgerichtet auf den Berg voller Krempel zu, der dort gerade im Angebot stand, um alles ganz genau zu prüfen. Schließlich hielt er freudestrahlend und wie ein kleines Kind aufgeregt schüttelnd eine dieser Schnee-Glaskugeln in der Hand, in der ein paar extrem niedliche Häschen und Rehe in einer Winterlandschaft standen. Rescue schnurrte zufrieden, dass ihm so etwas in seiner Sammlung von Weihnachtsdekoration noch fehle. Da dachte ich, ich sollte mich neuen Entwicklungen nicht immer so störrisch entgegenstellen. Im Grunde ist es ja eine gute Sache, nicht alles einfach wegzuerwerfen, sondern Folgenutzer zu suchen, und wenn man das Herz eines Menschen wie Robert Rescue mit so einer geschmackssicheren Schneekugel erfreuen kann, dann ist dagegen ja nun wirklich nichts einzuwenden.

Obschon man sich schon manchmal wundert. Einerseits was die Nachbarn offenbar so alles bei sich zu Hause aufbewahren. Und andererseits, dass es andere Nachbarn

gibt, die das dann auch noch haben wollen. Dass mein uraltes Faxgerät, ein mächtiger 30-Kilo-Trumm mit den Ausmaßen eines handelsüblichen Nachtschränkchens samt zwei letzter Rollen dieses absurden Thermopapiers binnen sechs Stunden mitgenommen worden war, hätte ich nie für möglich gehalten. Ich hatte das Teil mit Hilfe meiner Frau extra im Morgengrauen in den Flur gewuchtet, damit wir keine Anzeige wegen illegaler Entsorgung von Elektroschrott riskierten, und ich dachte: Das will doch niemals jemand haben! Aber schon mittags war es verschwunden. Ähnlich falsch lag ich mit meiner Prognose zu einer Dose veganen Brotaufstrichs, den jemand mit dem Vermerk »hab mich verkauft, ist vegan« dorthin gestellt hatte. Wollte trotzdem jemand haben. Ist das noch mein Wedding? Verstörend auch das Angebot einer Kiste mit extrem geschmacklosen, leuchtend pinken oder neongrünen String-Tangas. Dazu gelegt war ein Zettel mit der Aufschrift, »scheiße, sind mir zu klein geworden«. Ein leichter Schauer überfiel mich bei dem Gedanken, dass eine der Nachbarinnen, die ich täglich im Hof traf, solche Teile tatsächlich getragen haben könnte. Ich meine, da grüßt man freundlich, lächelt sich zu, und dann sitzt da unter der Hose so was an ihrem Körper – ich schüttelte mich ein wenig. Und noch ein wenig mehr, als sie am nächsten Tag verschwunden waren. Würde ich jemals wieder unbefangen den Hausmitbewohnerinnen in die Augen sehen können?

Zumal ich jetzt auch noch weiß, dass eine von ihnen einen bläulich halbtransparenten, von innen zu beleuchtenden Riesen-Dildo besitzt, der auch keinen Tag im Hausflur gelegen hatte. Daran klebte ein Zettel mit der Aufschrift »Viel Spaß!« und einem Grinsesmiley. Wer hatte das Teil bloß mitgenommen? Die allzeit scharfen Studentinnen aus Schwaben und Spanien aus dem Vorderhaus? Oder doch Oma Kasulke aus dem Seitenflügel? Und wenn ja: was tat sie damit? Wirklich das? Oder

freute sie sich über einen außergewöhnlichen Rührstab, mit dem sie den Kuchenteig durchwalken und im Topf beleuchten konnte, denn ihre Augen werden ja schließlich auch nicht besser?

Nach inzwischen über zwei Jahren reger Tauschtätigkeit kann ich festhalten: Es steht praktisch jede Woche etwas Neues im Flur, und es geht wirklich alles weg: Bücher, Comics, alte Computerzeitschriften, Kleidungsstücke, Kunstlederstiefel, Lebensmitteldosen, kaputte Möbel, einmal sogar eine Kiste nur mit Topfdeckeln (!) und eine Dreiviertelpizza im Pizzakarton mit dem Vermerk: »Is mit Knobi, mag ich nicht«.

Nur eines blieb Tag um Tag und schließlich über Wochen missachtet und verschmäht im Durchgang liegen: ein großformatiger Bildband mit dem Titel »Das Hohelied der Liebe«. Wie ein kleines Mahnmal stand er da, die ganze Zeit über. Ich spürte eine tiefe Traurigkeit in mir aufsteigen. Jeden Dreck nehmen sie mit, aber »das Hohelied der Liebe« bleibt unangerührt auf dem Boden des Flurs liegen! Ich nahm das Buch in die Hände, betrachtete es nachdenklich, dann zuckte ich kurz mit den Schultern, stellte es wieder hin und ging in meine Wohnung. Ich konnte damit auch nichts anfangen.

Techniker-Tracking

Mir war von Anfang an klar, dass es ein Himmelfahrtskommando sein würde, ein No Go, etwas, für das ich bezahlen müsste. Never touch a running system – und ich tat es doch. Der schnöde Mammon hatte mich geführt, und so hatte ich unterschrieben, und jetzt also sollte der neue Internetanschluss installiert werden, nachdem ich den alten, reibungslos funktionierenden so leichtfertig aufgegeben hatte.

Aber es war nicht mehr zu ändern. Ob ich je wieder ins

Netz kommen würde? Entsprechend schwer schluckte ich, als die unheilverkündende Nachricht vom neuen Internetanbieter eintrudelte: Am Mittwochmorgen zwischen 16 und 18 Uhr käme ein Techniker, um meinen alten Abschluss ab- und den neuen anzuschalten. Das klappte doch niemals! Vermutlich würde ich über Wochen, wenn nicht Monate kein Internet und kein Telefon mehr haben. Ich musste vollkommen wahnsinnig gewesen sein, dass ich mich auf diesen Pakt mit dem Teufel, also mit Vodafone, eingelassen hatte.

Am Mittwoch setzte ich mich direkt nach dem Aufstehen an den Rechner, um bis zu dem schicksalhaften Moment meines Ausstiegs aus der Informationsgesellschaft noch so viel wie möglich im Internet zu lesen. Da traf plötzlich eine E-Mail ein. Ich las mit zunehmender Verblüffung:

»Liebe(r) Herr Werning, unser Techniker macht sich jetzt auf den Weg zu Ihnen. Verfolgen Sie hier live, wo er gerade ist und wann er voraussichtlich bei Ihnen ankommt.« Darunter prangte ein Link.

Ich war baff. Ein Live-Tracking des Technikers auf dem Weg zu mir? Ich klickte den Link an und blickte auf einen Stadtplan von Berlin, auf dem ein rotes Pünktchen aufgeregt blinkte. Der Techniker! Er nahte heran! Langsam schob das Pünktchen sich über die Chausseestraße. In meine Richtung! Aufgeregt verfolgte ich den roten Punkt. Ich hatte ja gar nicht wirklich daran geglaubt, dass da jemand kommen würde, ich hatte vielmehr angenommen, dass die einfach das alte Internet abschalten und dann nie wieder von sich hören ließen, aber offenbar schien tatsächlich jemand im Auto zu sitzen und zu mir zu fahren.

Ich fieberte mit. Plötzlich bewegte der Punkt sich an der Kreuzung Müllerstraße/Ecke Lindower nicht mehr vo-

ran. Verdammt, was war da los? Ich geriet in Panik. Wagenpanne? Attentat? Gebannt starrte ich auf die Karte, auf der sich nichts mehr tat – doch! Da! Er bewegte sich wieder. Wahrscheinlich hatte er einfach vor einer roten Ampel gestanden. Puh, noch mal gutgegangen.

Doch der nächste Schreck folgte sogleich. An der Kreuzung Müller/Ecke Triftstraße bog der rote Punkt links ab. Was machte er denn da? Das ist doch gar nicht der Weg zu mir! Jetzt hielt er an der Ecke Trift-/Ecke Genter. Direkt vorm *Eschenbräu*, unserer Weddinger Hausbrauerei. Was wollte der Mann denn da? Jetzt passierte lange Zeit nichts. Der Punkt stand einfach bewegungslos vorm *Eschenbräu*. Hm. Mir kam ein Verdacht, was er da wollen könnte.

Nach einer halben Stunde, ich war inzwischen ganz hibbelig geworden, ging es endlich weiter. Er hatte sich halt ein bisschen gestärkt für den großen Auftrag bei mir! Jetzt war es ja nur noch ein kurzes Stück. Aber der rote Punkt kam nicht weit, der Techniker hielt schon wieder, diesmal kurz vor der Luxemburger Straße. Da ist doch der Madenautomat! Na gut, das kann ich nachvollziehen. Wenn er schon mal in den Wedding kommt, will er sich natürlich schnell noch ein Päckchen Maden ziehen. So wie eigentlich jeder Wedding-Besucher. Es funktioniert tatsächlich immer noch genau so, wie ich es vor über 15 Jahren beschrieben hatte. Erst einige Wochen zuvor hatte ich zum Kindergeburtstag eine Schatzsuche durch den Wedding veranstaltet, natürlich den Madenautomaten als Station mit eingebaut, und sofort hatte ein Kumpel von Kiran aus Kreuzberg dort den ganz besonderen Schatz geborgen, weil er einfach nicht glauben wollte, dass man wirklich Maden bekommt, wenn man da einen Euro reinschmeißt. Wir mussten dann eine ganze Weile suchen, bis wir endlich eine tote Ratte gefunden hatten, um die blöden Viecher wieder aussetzen zu können.

Aber jetzt ging die Fahrt weiter. Der Techniker setzte sich in Bewegung, doch statt einfach auf direktem Weg über die Genter Straße zu mir zu fahren, bog er völlig überraschend wieder links ab und brauste auf der Luxemburger Westen, Richtung Virchow-Klinikum. Besorgt starrte ich auf den Bildschirm, ich hielt die Spannung kaum aus. Jetzt fuhr er über die Amrumer zur Seestraße, um dann aber schon wieder falsch abzubiegen. Was war denn jetzt schon wieder? Er fuhr Richtung Stadtautobahn – er wird doch nicht abhauen wollen? Doch dann bog er rechts ab und hielt – vorm Freibad Plötzensee. Na so was! Geht der jetzt erst mal eine Runde schwimmen, oder was?

Ganz offensichtlich tat er genau das. Denn der Punkt bewegte sich in der nächsten Stunde nicht mehr vom Fleck. Inzwischen war es kurz vor sechs. Das Ende des angekündigten Zeitrahmens. Endlich bewegte der rote Punkt sich wieder, fuhr zurück auf die Seestraße und nahm nun wirklich die richtige Richtung. Mit klopfendem Herzen verfolgte ich, wie er näher und immer näher kam. Lütticher Straße! Togostraße! Gleich ist er an der Lüderitzstraße! Ich überlegte, ob ich schnell rauslaufen sollte, um ihm ein Zeichen zu geben, aber wie sollte ich ihn erkennen?

Doch da war er schon an der Lüderitzstraße! Jetzt nur noch abbiegen und ... er fuhr vorbei. Er fuhr einfach vorbei. Mit offenem Mund schaute ich auf den Bildschirm, aber keine Frage: Der Punkt bewegte sich auf die Müllerstraße zu, überquerte sie, näherte sich nun der Turiner – hatte er sich verfahren? Hat er mich nicht gefunden? Was zur Hölle passierte da? Gleich würde er an den Osrämhöfen vorbeikommen – da verschwand der rote Punkt plötzlich spurlos vom Bildschirm. Einfach weg. In Luft aufgelöst. Öde und leer lag der Weddingener Stadtplan vor mir. Keine Spur von Leben, und schlimmer noch: keine Spur vom Techniker.

Eine E-Mail traf ein. Vom Internet-Anbieter. Ich las: »Es tut uns leid, aber unser Techniker konnte Sie heute leider nicht mehr erreichen. Wir melden uns wieder bei Ihnen, sobald wir einen neuen Termin gefunden haben.« Fassunglos starrte ich auf den Bildschirm. Und dann ging das Internet aus. Keine Verbindung mehr, nichts. Ich schluchzte bitterlich.

Halali

Es klingelte. Das wird der DHL-Bote sein, dachte ich. Es ist wirklich ein Jammer, dass es »Wetten dass...?« nicht mehr gibt. Ich wäre unzweifelhaft Wettkönig geworden mit meinem spektakulären Können: Wetten, dass ich jeden einzelnen Paketboten sämtlicher im Wedding operierender Zustellunternehmen an seinem persönlichen Klingel-Stil unterscheiden kann? Ich arbeite nämlich zu Hause und wohne im Erdgeschoss. Eine geradezu unwiderstehliche Kombination für jeden Zusteller.

Überraschenderweise kam der DHL-Mann aber gar nicht rein, als ich den Öffner drückte. Sondern klingelte stattdessen erneut. Erstaunt griff ich zum Hörer der Gegensprechanlage. »Ich komm nicht rein! Mach ich nicht mehr!«, hörte ich die Stimme des DHL-Manns.

»Wie bitte?«, fragte ich verwundert.

»Heiko, ich hab hier ein paar Pakete für die Nachbarn, könntest du rauskommen und die entgegennehmen?«

»Was?«

»Du weißt doch, wegen der Ratte!«

Ach herrjeh. Der DHL-Bote hat eine Rattenphobie. Und wir haben Ratten im Haus. Als beide Parteien neulich tatsächlich mal im Hof aufeinandertrafen, gab es ein großes Gequietsche. Vom DHL-Boten – die Ratte blieb ganz cool und schaute nur kurz verwundert auf. Ich bin ein bisschen stolz auf sie, unsere Ratten sind nämlich auf

der Evolutionsleiter schon eine Stufe weiter. Sie rennen nicht mehr sinnlos weg, nur weil ein Mensch daherkommt. Sie gucken höchstens mal und halten einen Moment inne, um zu sehen, was passiert. Aber natürlich passiert überhaupt nichts, weil niemand Lust hat, sich mit ihnen anzulegen, und dann tun die Ratten einfach weiter, was Ratten halt so tun. Es sind eben Weddinger Ratten.

Leider ist der DHL-Mann nicht von hier. Er machte ein großes Bohei um die Ratte. »Das geht doch nicht!«, schimpfte er nach der Rattensichtung auf mich ein, »da muss man was tun!« »Ich habe die Hausverwaltung schon verständigt«, beruhigte ich ihn, »ich rechne damit, dass im Lauf der nächsten Monate Rent-to-kill kommt und die roten Zettel aufhängt.«

»Im Lauf der nächsten Monate?«

»Na immerhin. Beim letzten Wasserschaden in unserer Wohnung hat es drei Jahre gedauert, bis die Hausverwaltung Maler vorbeigeschickt hat. Bei Ratten sputen sie sich immer etwas.«

»Aber ihr könnt doch nicht monatelang die Ratte hier rumlaufen lassen!«

»Und was sollen wir machen? Sie erschießen?«

Da fiel mir ein, dass einer der Hausbewohner tatsächlich unlängst den Jagdschein gemacht hatte. Erst dachte ich ja, es sei ein bizarrer Irrtum, als ich aus seinem Briefkasten die neuste Ausgabe von *Wild & Hund* herausragen sah. Das Fachmagazin für den deutschen Jäger, kenne ich noch aus meiner Kindheit in Münster, aber hier im Wedding war es mir noch nie begegnet. Aber dann lief der Nachbar gelegentlich in grünen Jägerklamotten durch den Hof, und schließlich fing er tatsächlich an, Jagdhorn zu lernen. Jagdhorn! Das ergab eine interessante Geräuschkulisse im Spätsommer. Während aus dem Nachbarhaus die üblichen Turko-Pop-Klänge drangen, gemischt mit Roland Kaisers »Manchmal möchte ich

schon mit dir«, schallten bei uns aus dem Vorderhaus das Geballer von *Fortnite Battle Royal* aus dem zweiten Stock und ergriffne »Jesus liebt uns«-Gesänge aus dem Christencafé im Erdgeschoss. Alles wie immer also. Bis sich plötzlich klar und deutlich ein Horn über allem erhob und aus dem dritten Stock unseres Hinterhauses die »Teckelfanfare« erklang.

Es wird sowieso immer wilder hier. Neulich ist mir beim nächtlichen Überqueren der Seestraße ein Fuchs entgegengekommen, dann hat ein Habicht eine Taube direkt vor meinem Fenster gerissen, fehlte nur noch, dass demnächst eine Rote Wildschweine bei uns vor der Haustür steht. Wildschweine nämlich, so hat eine Studie des Instituts für Zoo- und Wildtierforschung ergeben, haben einfach keine Angst mehr vor dem Menschen. Nicht mal vor dem Berliner. Um das herauszufinden, haben die Forscher die Schweine mit GPS-Halsbändern ausgestattet. Woher ich das weiß? Aus *Wild & Hund* natürlich. Musste ich ja doch gleich mal wieder reingucken.

Eine der beteiligten Wissenschaftlerinnen wird dort so zitiert: »Überraschenderweise haben die urbanen Wildschweine oft in unmittelbarer Nähe zu Straßen, Badestellen oder in Gärten mitten in Siedlungsgebieten ihre Verstecke gehabt und sind nachts um die Häuser gezogen.« Klingt doch so, als würden sie perfekt hierher passen. Noch suhlen sie sich zwar in den Außenbezirken, aber warum sollten sie nicht auch bald mal im Wedding um die Häuser ziehen? »Die Studienergebnisse zeigen, dass das Störungspotenzial durch den Menschen von urbanen Wildschweinen ganz anders wahrgenommen und toleriert wird als von Landschweinen.« Es ist faszinierend, aber das erklärt im Grunde natürlich auch, warum Tübingens Oberbürgermeister Boris Palmer sich dauernd so aufregt über Berlin. »Während Stadtschweine den Menschen bis auf 30 Meter oder oft noch viel näher an sich heranlassen, fliehen die meisten Landschweine

schon ab einer Distanz von 90 Metern. Das liegt daran, dass Stadtschweine gelernt haben, dass von Menschen üblicherweise keine Gefahr ausgeht.« Ich nehme an, den Tipp haben ihnen unsere Ratten gegeben.

Mir soll's egal sein. Die Verhaltensregeln, die auf der Homepage des Landes Berlin für den Wildschweinkontakt empfohlen werden – interessanterweise übrigens in der Rubrik »Lifestyle« – praktiziere ich jedenfalls schon seit Jahrzehnten, wenn mir Jungmännergruppen im Wedding entgegenkommen: »Ruhe bewahren und gelassen bleiben, ausreichend Abstand halten; dem Wildschwein eine Rückzugsmöglichkeit geben; auf keinen Fall hektisch werden und wegrennen.« Kann man eins zu eins auf Goldkettchen- und Bomberjackenträger übertragen. Einzig über den Tipp »Falls möglich, auf einen Hochsitz klettern« muss ich noch mal nachdenken. Ansonsten sind die Parallelen verblüffend. »Welche Warnsignale gibt es für einen Angriff?«, fragt berlin.de und antwortet: »Wenn das Wildschwein lautstark durch die Nase schnaubt und bläst, das Schwänzchen aufgestellt ist, den Kopf hin und her wirft und die Zähne klappern, steht ein Angriff kurz bevor.« Fehlte nur noch, dass das Wildschwein fragt: »Was guckstu?« Aber, und auch das stimmt ja zum Glück fast immer bei Schwein wie Wedding: »Grundsätzlich sind sie aber friedlich.«

Plötzlich riss mich ein lauter Knall im Hof aus meinen Gedanken. Verblüfft schaute ich nach draußen. Etwas lag vor den Mülltonnen. Ich ging raus und sah nach: eine tote Ratte. Etwas Blut sickerte unter ihr hervor. Erstaunt blickte ich mich um. Was war der denn passiert? Wollte sie an der Regenrinne ins luxussanierte Dachgeschoss, um ein paar Bio-Leckereien zu erbeuten, und ist dabei abgestürzt? Oder hat sie es sogar bis oben geschafft und dann versehentlich die Tofu-Ersatzwurst der *Rügenwalder Mühle* erwischt? Das wäre natürlich kein schöner Tod.

»Die Hausverwaltung tut ja nichts gegen die Ratten!«, hörte ich plötzlich eine Stimme aus dem Hinterhaus. Überrascht schaute ich hoch zum dritten Stock. Da stand der Jäger-Nachbar mit einer Knarre in der Hand. »Ist sie tot?«, rief er runter. Ich beugte mich über die Ratte. Sie machte keinen Mucks mehr. »Sieht so aus!«, informierte ich ihn. Er nickte zufrieden. Dann griff er zum Horn und blies ein einwandfreies »Halali« in den Hof. Stil hat er, das muss man ihm lassen. Ein paar Tage später klingelte es wieder. Der DHL-Mann, ich höre das sofort. »Kommst du raus?«, fragte er durch die Gegensprechanlage. »Nein«, sagte ich, »Sie können wieder reinkommen. Die Ratte ist tot.« »Sicher?« »Sicher. Der Nachbar hat sie erschossen.« Es blieb eine Weile still. »Hallo? Kommen Sie jetzt rein?« »Bist du wahnsinnig?«, schepperte es zurück. »Ich gehe doch nicht in einen Innenhof, in dem scharf geschossen wird! Das wird ja immer schlimmer! Gott sei Dank ist für mich bald Schluss im Wedding. Überall Ratten und Verrückte. Also, jetzt nicht persönlich gemeint, wa! Aber mir steht's bis oben. Ab nächster Woche liefere ich in Wannsee aus.« Schade eigentlich, ich mochte ihn. Und wie es ihm in Wannsee wohl gefällt, wenn ihm die erste Wildschweinrotte begegnet? Aber wie er sich dann zu verhalten hat, müsste er im Wedding ja eigentlich gelernt haben. Wird schon gutgehen.

Wir brennen für Europa

Der Lärm, der von draußen in die Küche drang, war ohrenbetäubend. Erschrocken fuhr ich vom Frühstückstisch hoch. Jemand versuchte, bei uns einzubrechen! Man hört ja so oft, dass Einbrecher gar nicht mehr still

und heimlich nachts einsteigen, sondern ganz selbstverständlich und am helllichten Tag auftreten. Die Küchenschränke begannen zu wackeln vom lauten Dröhnen. Brillante Tarnung. Wer würde jemanden des Einbruchs verdächtigen, wenn er mit schwerem Kriegsgerät anrückt? Aufgebracht eilte ich zur Tür und riss sie auf.

Dort standen zwei Männer, die mit irgendwelchen Maschinen unsere Briefkästen von der Wand rissen. »Stopp! Hören Sie auf! Was machen Sie denn da?«, brüllte ich über den Lärm hinweg. Unwirsch stellten sie ihre Geräte ab. »Was'n los?«, herrschte der eine mich an. »Was machen Sie denn da?«, wiederholte ich. Verständnislos sah er mich an. Verdammte, ein Fehler. Ich falle immer noch drauf rein, nach all den Jahren. Aber zu spät. Also ließ ich es über mich ergehen. »Nach was sieht's denn aus, Meista? Richtig! Wir tackern hier goldne Waschbecken anne Wand. Kleener Gruß vonner Hausverwaltung. Zum Dank, dassde immer noch in dem Loch hier wohnst!«

Ich seufzte: »OK, ja, Sie entfernen die Briefkästen. Aber warum?«

»Ah, kanna doch kieken, der Meista. Wer hätte dit jedacht!« Zufrieden schaute der Mann mich an. Dann sagte er: »Na, wir machen die Wände schön. Da staunste, wa? jetzt werden sogar im ollen Wedding die Wände jemacht.«

»Aber Sie machen die Wand gar nicht schön. Sie machen sie kaputt! Und unsere Briefkästen noch dazu.«

»Meista, eins nachm ändern! Erst machen wa den ollen Kram wech, vastehste, dann machen wa's wieder heil und schön, kapito?«

Oha. Das beunruhigte mich jetzt noch mehr. »Wird das jetzt so eine Luxussanierung?«, fragte ich ängstlich.

Die beiden Männer guckten mich kurz an, dann prusteten sie los. Als sie sich wieder einigermaßen beruhigt hatten, sagte der eine: »'ne Luxussanierung in der Hütte

hier? Dafür müsste man die ja wohl erst mal sprengen. Da hättense dir vorher schon Bescheid gesacht. Nee, keene Sorge, hier wird nix luxussaniert. Hier werden einfach die alten, verbeulten Briefkästen abjemacht, und dann wird das Treppenhaus gestrichen, damit's 'n bisschen zivilisierter aussieht.«

Ich blieb misstrauisch. »Aber das ist doch praktisch eine Luxussanierung für hiesige Verhältnisse. Die Hausverwaltung hat noch nie irgendwas freiwillig gemacht. Und jetzt streichen die einfach so aus freien Stücken das ganze Treppenhaus neu?«

»Das ganze Treppenhaus? Meista, wo denkste hin? Wir streichen hier bei dir vor der Butze, weilde nun mal ganz unten wohnst, und dann noch den ersten Stock, wo neu vermietet werden soll. Dann is Sense. Der Rest kann weiter vor sich hin rotten.«

»Und wozu soll das gut sein?«

»Na, sach ich doch, die Bude im ersten Stock ist frei geworden. Und soll jetzt zu – wie heißt das so schön? – ›marktüblichen Preisen‹ vermietet werden. Aber mit bröselndem Treppenhaus könnense keine marktüblichen Preise nehmen, vastehste? Wir streichen deshalb bis genau 'ne halbe Treppe höher, sodass man vonne Wohnungstür noch die schöne neue Wand sieht. Dann ist Ende Gelände, klaro?« Klaro. »Und bild dir mal bloß nix ein. Die neuen Briefkästen, die wir vorne ranmachen, sind wirklich der billigste Dreck, dende aufm Markt kriegen kannst, da hat die Hausverwaltung extra drauf bestanden.«

Ich nickte beruhigt. Dann war ja alles wie immer.

Am Ende staunten wir aber doch über die spektakuläre Neuerung. Frisch gestrichene Wände! Das hatte es in den 20 Jahren, die ich hier wohne, noch nicht gegeben. Die beige-grau-vergilbte Grundfarbe, die seltsamen Flecken, von denen ich mir immer eingeredet hatte, dass es entgegen allem Anschein bestimmt keine Blutspritzer

sind, alles ersetzt durch ein dezentes Safrangelb. Und tatsächlich weiße, ordentlich aussehende, neue Briefkästen. Ich konnte mich gar nicht sattsehen daran. Auch die anderen Hausbewohner standen staunend da und machten Fotos. »Das lade ich gleich auf Instagram hoch!«, sagte die Studentin aus dem Vorderhaus.

»Sind die wirklich für uns?«, fragte Oma Kasulke verblüfft. »Ich kann mich gar nicht erinnern, wann die alten angebracht worden sind. Muss vorm Krieg gewesen sein. Nach dem Bombentreffer haben wir die jedenfalls einfach aus den Trümmern gezogen, zurechtgebogen und wieder an die Wand geklöppelt.«

Hassan aus dem Seitenflügel strich skeptisch über seinen neuen Briefkasten, als müsste er sich überzeugen, dass er wirklich echt ist. Dabei hatte er offenbar einen Tick zu fest gedrückt. Sofort war eine Delle im hauchdünnen Blech. »Oh. Nicht sehr stabil. Aber schön weiß!«, murmelte er. Ja, wir waren glücklich. Das war das Schönste, was in diesem Haus je passiert ist.

Das Hochgefühl bekam einen Dämpfer, als ich in der Folgewoche erste Zeitschriften aus dem Briefkasten holte. Die waren nämlich übel zurechtgeknickt. Ich war verärgert. Ich bekomme eine ganze Reihe an Fachzeitschriften, und ich schätze es überhaupt nicht, wenn die zerknickt sind. Auch die Tageszeitung steckte nun oft mit zerrissener Titelseite im Kasten, vor allem bei der dicken Wochenendausgabe. Denn die neuen Briefkästen waren schlicht viel zu klein, der Schlitz zu schmal und nicht breit genug. Ich rief bei der Hausverwaltung an und schilderte das Problem. Die Mitarbeiterin zeigte sich wenig verständig. »Meine Güte«, schimpfte sie, »wer kriegt denn heute noch Zeitung. Hamse kein Internet?«

»Hören Sie mal! Ich bekomme jede Menge Fachzeitschriften. Die sind noch aus Papier. Und die brauche ich beruflich.«

»Dann sagense doch dem Briefträger, dass er die an die Tür bringen soll.«

»Bei der Post kommt jeden Tag eine neue verwirrte Gestalt, die von nichts weiß. Einen festen Briefträger gibt es doch schon lange nicht mehr.«

»Ja, ja. Früher war alles besser, da habense wohl Recht.«

»Ja, vor allem die Briefkästen waren früher besser. Da passten da noch Zeitschriften rein.«

»Dafür sind sie jetzt aber weiß.«

»Ich will aber keinen weißen Briefkasten, ich will einen, in den meine Post reinpasst. Also, ich hätte nichts dagegen, wenn der dann auch noch weiß und heil wäre, so ist es ja nicht.«

»Was denn noch alles? Sollen wir vielleicht auch noch das Treppenhaus bis hoch zum fünften Stock neu streichen, oder was?«

»Na ja, das wäre wirklich nicht schlecht, die aus dem Dachgeschoss haben sich schon beschwert, als ...« Da hatte sie schon aufgelegt. Jetzt ärgerte die Sache mich aber doch. Ich begann, mich schlau zu machen. Und siehe da, es gibt tatsächlich eine Europa-Norm für solche Fälle. Hoch lebe die EU! Gurken-Krümmungsgrad-Bestimmungen hin oder her, aber die EN 13724 ist unser Freund. Also schrieb ich der Hausverwaltung: »Die neue Briefkastenanlage entspricht nicht der Europäischen Norm EN 13724. Danach orientiert sich die Mindestgröße u. a. an einem Prüfumschlag im Papierformat C4 (229 mm Breite x 324 mm Höhe). Dieser muss ohne Falten problemlos und unbeschädigt eingeworfen werden können. Dies ist bei unserer Briefkastenanlage nicht möglich. Die Einwurfföffnung muss außerdem mindestens 230 mm breit sein. Die neuen Briefkästen sind aber überhaupt nur 185 mm breit.«

Einige zerknickte Zeitschriften später bekam ich ein Antwortschreiben der Hausverwaltung.

»Sehr geehrter Herr Werning, vielen Dank für Ihre

Nachricht. Ihre Briefkästen entsprechen allen Vorschriften. Mit freundlichen Grüßen, Z. B. Immobilien«
OK, sie wollten es so. Sie wollten mich zu einem verdammten, kleinkarierten, verordnungsfetischistischen Wutkleinbürger machen. Ich machte also Fotos mit Zollstock als Maßstab, druckte die EN 13724 aus dem Internet aus und schickte alles an die Hausverwaltung. Ich schrieb: »Maßgeblich ist EN 13724. Diese schreibt für den Einwurfschlitz eine Mindestlänge von 230 mm vor, damit ein C4-Umschlag (mit A4-Inhalt) ungeknickt eingeworfen werden kann. Die Einwurfschlitze der neuen Briefkastenanlage weisen aber nur eine Länge von 200 mm auf (siehe Belegfoto). Deshalb können eben keine C4-Umschläge ungeknickt eingeworfen werden.«
Zwei zerrissene Wochenendausgaben später erreichte mich ein freundliches Schreiben der Hausverwaltung: »Sehr geehrter Herr Werning, vielen Dank für Ihre Nachricht. Ihre Briefkästen entsprechen allen Vorschriften. Mit freundlichen Grüßen, Z. B. Immobilien.«
Aber ich kenne unsere Hausverwaltung, ich weiß ja, dass es keinen Sinn hat. Also versuchte ich es noch ein letztes Mal und kündigte an, dass ich ansonsten eben einen eigenen, angemessen dimensionierten Briefkasten auf eigene Kosten anbringen würde. Die Antwort verblüffte mich dann doch. »Sehr geehrter Herr Werning, vielen Dank für Ihre Nachricht. Ihre Briefkästen entsprechen allen Vorschriften. Das Anbringen eines eigenen Briefkastens können wir nicht genehmigen, dies würde die harmonische Wirkung des gesamten Ensembles stören. Mit freundlichen Grüßen, Z. B. Immobilien.« Die harmonische Wirkung des gesamten Ensembles? Machten die sich lustig über mich? Daraufhin drohte ich dann eben doch mit dem Anwalt.
Zwei zerknickte Monatsmagazine lang passierte nichts. Dann bekam ich einen Brief von Z. B. Immobilien. Be-

gierig öffnete ich ihn – und holte staunend eine Glückwunschkarte heraus. Darauf war das Foto einer strahlenden, jungen Frau zu sehen, die mir einen Blumenstrauß entgegenreckte, dazu das Logo von Z. B.-Immobilien und ein großes: »Herzlichen Glückwunsch«.

Verdattert klappte ich die Karte auf und las: »Lieber Mieter, seit 20 Jahren leben Sie bereits in Ihrer Wohnung. Wer über eine so lange Zeit in seiner Wohnung lebt, zeigt uns, dass er hier ein Zuhause gefunden hat. Auch wir, die Mitarbeiter von Z. B. Immobilien, möchten jeden Tag dazu beitragen, dass Sie sich in Ihrem Zuhause rundum wohlfühlen. Mit den besten Grüßen, Ihre Z. B. Immobilien.« Fassungslos starrte ich auf die Karte. OK. Sie hatten gewonnen. Ich gab auf. Es hatte einfach keinen Sinn.

Zwei Wochen später. Der Lärm, der von draußen in die Küche drang, war ohrenbetäubend. Erschrocken fuhr ich vom Frühstückstisch hoch. Jemand versuchte, bei uns einzubrechen! Alarmiert lief ich zur Tür und schaute nach draußen. Kleine Rauchschwaden drangen aus dem Durchgang zur Straße. Im Hof stand, sehr zufrieden aussehend, Hassan. Aus der Wand, an der die Briefkästen angebracht waren, hingen rauchende Blechreste. »Was war das denn?«, fragte ich konsterniert.

»Das waren die Briefkästen, Bruder. Hab ich gesprengt. Waren zu klein, Mann.« Er schnurrte zufrieden, dann fotografierte er das Trümmerfeld mit seinem Handy. »Schick ich jetzt an die Hausverwaltung. Damit klar ist: Wir brauchen neue Briefkästen. Wegen Vandalismus.«

Und tatsächlich: Nur eine Woche später waren die beiden Handwerker wieder da und installierten neue Briefkästen. Sie entsprachen sogar exakt der EN 13724, wie ich sofort nachmaß.

»Aber die Wand? Streichen Sie nicht auch die Wand? Die sieht doch schrecklich aus mit den Explosionsspuren«, fragte ich noch.

»Nee, Meista«, sagte der Mann, »die Wohnung im Hinterhaus ist jetzt vermietet. Nu is wieda Schluss mit Schickimicki hier. Aber Briefkästen müssen ja nun mal ran. Erstaunlicherweise sind's diesmal auch gar nicht die allerbilligsten. Hat die Hausverwaltung tatsächlich freigegeben. Keene Ahnung, warum.«

Na guck, dachte ich. Dann ist im Prinzip ja alles wieder beim Alten. Der Eingang sieht gammelig aus wie eh und je, dafür haben wir wieder richtige Briefkästen. Ist doch schön. Auch wir Bewohner möchten schließlich jeden Tag dazu beitragen, dass wir uns in unserem Zuhause rundum wohlfühlen. Ich grüßte Hassan freundlich, der gerade vorbeikam. Ja, hier haben wir wirklich ein Zuhause gefunden.

Vorsicht, lebende Tiere!

Die Situation war zugegebenermaßen ebenso ungewöhnlich wie erklärungsbedürftig, denn wir befinden uns hier nicht etwa in einer Geschichte des Kollegen Marc-Uwe Kling, dem Mann mit dem Känguru, sondern in einem Text von mir, dem hyperrealistischen Wedding-Chronisten, dem leidenschaftlichen Revitalisierer des literarischen Großgenres »Erlebnisaufsatz«. Und ausgerechnet der, also ich, stand im Weddinger Schneeregen auf der Straße mit zwei großen Kisten: in der einen ein Gänsegeier, in der anderen ein Humboldtpinguin. Und gerade jetzt steuerte eine erkennbar auf Coolness Wert legende Jungmännergang auf mich zu, beäugte mich herablassend und spuckte dann die alles entscheidende Frage auf den nassen Asphalt: »Ey, Lan, was hast du denn da drin?«

Schnitt. Wie konnte es soweit kommen? Ein Freund von mir arbeitet in einem Zoo in einer kleinen Stadt in einem mittelgroßen Bundesland. Dort wurde die Terrari-

enanlage erneuert, der ganze alte Schrott musste raus, ich hatte aber noch Verwendung dafür. Prima, sagte der Freund, er habe ohnehin demnächst einen Tiertransport in den Nordosten, da bringe er mir das Terrarium dann einfach vorbei.

Und so kam er an einem ungemütlichen Januar-Nachmittag in der Seestraße an, parkte den Lieferwagen mit der großen Aufschrift »Tiertransport« an der Bushaltestelle vor meiner Haustür, brachte mir ein weiteres Krötenheim und nahm anschließend meine Einladung zum Kaffee gerne an. In dem Moment allerdings fuhr der 106er vor, und obwohl es dem Fahrer problemlos gelang, seinen ganzen verdammten Bus in die Haltebucht zu steuern, zeigte er sich ungehalten über den seiner Meinung nach zu dicht an seinem Revier parkenden Tiertransporter, wie er uns durch die geöffnete Fahrertür lautstark wissen ließ. »Aber es ist doch nur für eine Stunde oder so«, versuchte mein Besuch ihn zu überzeugen, in der vermutlich aus seiner kleinen Stadt in einem mittelgroßen Bundesland stammenden naiven Vorstellung, man könne mit einem Berliner Busfahrer einfach ganz normal sachlich argumentieren, aber die dreist verkündete Ansage, die Karre nicht nur nicht versehentlich falsch auf dem Hoheitsgebiet der BVG abgestellt zu haben, sondern auch nach Aufklärung dieses Frevels noch eine weitere Stunde dort stehen lassen zu wollen, brachte den Busfahrer endgültig zur Weißglut und ließ ihn umgehend mit Polizei und Abschlepper drohen. »Aber Sie sehen doch, dass das ein Tiertransport ist«, versuchte der Zoo-Mann es wahnsinnigerweise noch einmal, aber da war er an den Falschen geraten: »Ein Tiertransport? So, so! Und was glauben Sie, was ich hier fahre? Na? Na? Sie machen sich ja keine Vorstellungen! Ich wäre froh, wenn ich hier eine Busladung voller Tiere durch die Gegend schippen würde. Was sie wollen, Hühner, Kühe,

Schafe, meinerwegen auch Nilpferde oder Warzenschweine, aber werfense mal 'n Blick in den Bus hier und guckense sich an, was da drinsitzt! Ich wäre ein glücklicher Mann, wenn ich stattdessen mit ein paar Krokodilen durch die Stadt juckeln dürfte, das glaubense mir mal! Und jetzt schaffense endlich die Kiste da aus dem Weg, sonst könnense gleich der Polizei was über ihren Tiertransport erzählen, da werdense aber staunen, wie sehr die das interessiert, solange hier im absoluten Halteverbot in der Bushaltebucht stehn!«

»Aber ich habe hier einen Geier und einen Pinguin!«, versuchte es der Zoo-Mann noch einmal.

Doch der Busfahrer lachte nur heiser und drohte noch einmal mit der Polizei, bevor er uns zum Abschied zurief: Also ehrlich, für'n Pinguin wollense hier also Sonderrechte! Was'n noch? Da könnte ja jeder kommen!«

Da schien es uns klüger, dass der Freund den Wagen woanders parkte. Aber er konnte die Viecher nicht einfach eine Stunde allein im Wagen stehen lassen, und die Holzkisten waren halt sauschwer, sodass ich sie auch nicht reintragen konnte, also stand ich jetzt mit den Boxen mit der aus jedem Zoogeschäft bekannten Aufschrift »Vorsicht, lebende Tiere« auf dem Bürgersteig an der Seestraße, während der Freund einen Parkplatz suchte.

Und nun kam also die Jungmänner-Gang daher. Meine Güte, warum ziehe ich bloß immer diese Typen an?, dachte ich, während die fünf Jungs auf mich zukamen und erst mich und dann die Holzkisten musterten. Sie schauten mich merkwürdig an, ich schaute weg. Alte Weddinger Survival-Regel. Immer ganz unauffällig bleiben, man muss sich wie ein Chamäleon tarnen im Dschungel der Großstadt. Bloß nicht ins Auge fallen.

»Ey Alter!«, sagte der Wortführer der offensichtlichen Nervensägen und zeigt anschließend auf die die jeweils etwa 100 mal 100 Zentimeter messenden Holzkisten, »was soll denn das hier sein?«

Ich seufzte. Die meinten ganz offenbar tatsächlich mich. Ich schaute überrascht auf die Holzkisten, auf die er deutete, als hätte ich sie gerade erst bemerkt. »Du meinst diese Kisten?«, fragte ich.

Der Typ schaute mich durchdringend an: »Nee, ich meine deine Jacke.«

Verwirrt schaute ich an meiner Jacke herab. »Wieso? Was ist denn mit meiner Jacke?« »Natürlich meine ich die Kisten. Da steht groß ›Vorsicht, lebende Tiere!‹ drauf, wie auf den Kisten, wenn man beim Karstadt im Keller Wellensittiche kauft!«

»Ahm, nun ja, da sind tatsächlich, also ähm, also so was wie Wellensittiche drin.«

Die Jungs schauten jetzt etwas angespannt. »Wellensittiche, ja? Zwei ganze Schwärme, oder was? Willste uns verarschen?« Dann ging er zur Pinguinkiste, versuchte, durch eines der relativ großen Luftlöcher hineinzuschauen, steckte seinen Finger in das Loch und schrie im nächsten Moment laut auf. »Aua! Verdammte Scheiße, was ist das denn!« Offenbar hatte der Pinguin zugehackt. So putzig sie auch aussehen, man sollte ihren Schnabel nicht unterschätzen. »Du Arsch!«, brüllte er mich an, »das ist ja gemeingefährlich, was du hier machst!«

»Ich hab doch gesagt, dass da Vögel drin sind«, erwiderte ich nüchtern.

»Ja, ey«, er wedelte mit seiner attackierten Hand herum, »aber das sind ja wohl keine Wellensittiche!«

»Habe ich auch nie behauptet. Hast du schon mal gesehen, dass jemand Wellensittiche in einer metergroßen Kiste durch die Stadt schleppt?«

»Das ist doch voll der Gefahrguttransport hier, und völlig ungesichert!«

»Gefahrgut? Da ist ein Pinguin drin. Das ist eher nicht das, was die meisten Leute gefährlich nennen würden. Oder hast du etwa Angst vor Pinguinen?«

Jetzt starrte der Typ mich ungläubig an. »Ein Pinguin?

Willst du uns verarschen? Willst du uns allen Ernstes erzählen, dass du hier zwei Pinguine durch den Wedding schleppst?»

»Nein«, sagte ich, »nur einen Pinguin. In der anderen Kiste ist ein Gänsegeier.« Ich hatte nicht den Eindruck, dass diese Information ihn sonderlich beruhigte.

»Das ist doch niemals legal«, rief der Typ aufgebracht. Legal? Diese Gangsta sind auch nicht mehr das, was sie mal waren, dachte ich. Hier voll auf Babo und Abou Chaker machen, aber dann wegen der Legalität von zwei Vögeln rumjammern. »Was soll denn daran nicht legal sein?«, fragte ich, »das sind einfach nur zwei Vögel in einer Box.«

»Aber«, er ruderte mit den Armen, »für so was muss man doch garantiert eine Genehmigung haben!«

»Eine Genehmigung? Eine Pinguin-Genehmigung?«

»Ja, oder eine Hundesteuermarke oder so!«

»Eine Hundesteuermarke? Für einen Pinguin?« »Scheißegal, ich ruf jetzt die Polizei!«, sagte der Typ.

Große Güte, dachte ich, was ist bloß aus Berlin geworden. Bei der kleinsten Auseinandersetzung ruft inzwischen jeder sofort nach der Polizei, egal ob Busfahrer oder Nachwuchs-Gang. Diese Spießler! Früher haben wir so was noch anders geregelt.

Aber ich wusste, wie ich ihn kriegen konnte. »So, so, dein Team ist jetzt also auch die Polizei, ja?«, sagte ich, »wie bei Bushido!«

»Ey Alter!«, rief der Gangsta empört, »jetzt bleib mal cool, nicht gleich aggro werden.«

Zum Glück kam in dem Moment Toni hinzu, der Besitzer vom Spätkauf bei uns im Haus. »Ey Jungs, lasst den mal in Ruhe«, rief er zu meiner Erleichterung, »der ist in Ordnung, der wohnt hier.«

»Mit seinen Pinguinen, oder was?«, rief der Wortführer, aber er wirkte nun bereits ziemlich in der Defensive. Toni ist hier eine anerkannte Respektsperson.

»Pinguine?« Toni schaute mich fragend an.
»Nur ein Pinguin«, erwiderte ich ruhig, »das andere ist ein Gänsegeier.«
Toni ist ein Guter. Der lässt sich durch solche Informationen nicht aus der Ruhe bringen. »Ein Pinguin und ein Gänsegeier also, ja? Schön. Und warum stehst du hier mit einem Pinguin und einem Gänsegeier auf der See-straße im Schneeregen herum?«
»Die Vögel sind nur zu Besuch«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Ihr Besitzer sucht gerade einen Parkplatz und wollte die Kisten nicht im Auto lassen. Wird ja so viel geklaut hier.«
»Ja, das ist richtig«, bestätigte Toni mit sorgenvoller Miene, »schlimme Sache. Man kann niemand mehr trauen. Wahrscheinlich klauen sie heutzutage sogar schon Pinguine.«
»Deshalb passe ich hier solange auf die Tiere auf. Allein reintragen kann ich sie nämlich nicht. Zu schwer.«
»Verstehe«, sagte Toni ruhig, und dann: »Ey Jungs, tragt mal bitte das Geflügel zu dem Meister in die Wohnung. Ist ja 'n bisschen kühl hier draußen. Also, dem Pinguin wird's wohl egal sein, aber der Große hier mag es bestimmt lieber wärmer, und beim Geier weiß ich's nicht so genau. Also, packt mal an.« Und dann sagte er noch: »Keine Sorge. Das ist der Freak mit den Kröten. Habe ich euch doch von erzählt.«
Jetzt plötzlich wirkten die Jungs sofort viel freundlicher: »Der mit den Leckkröten, echt?«
»Genau«, bestätigte ich.
»Cool!«, sagten die Jungs. Und schon packten sie ohne weiteres Murren die schweren Kisten und trugen sie mir in die Wohnung.
Als eine Viertelstunde später der Freund aus der kleinen Stadt in dem mittelgroßen Bundesland klingelte und sich wunderte, wie ich die Kisten schon allein in die

Wohnung geschafft habe, sagte ich nur: »Nachbarschaftshilfe. Wird hier in Berlin noch großgeschrieben. Kennt ihr in der Provinz gar nicht mehr, was?«

Das Portmonee

Das Telefon klingelte. Es meldete sich die Conny aus Friedrichshain. Und zwar genau so: »Hier ist die Conny aus Friedrichshain!«

Allerdings kannte ich keine Conny aus Friedrichshain. Außerdem war mir die Conny aus Friedrichshain auf Anhieb unsympathisch wegen ihrer ins Schrille lappenden, ziemlich überdreht wirkenden Stimme. Ich reagierte also verhalten und antwortete: »Aha.« Das bremste die Conny aus Friedrichshain aber nicht ab in ihrem Überschwang. Im Gegenteil: »Mensch, also, mal echt jetzt: Du siehst voll süß aus!«

Oha. Vielleicht kannte ich ja doch die Conny aus Friedrichshain? Eine Frau mit ganz offensichtlich erlesenem Geschmack! Vielleicht hatte sie mich auf einer Bühne gesehen? Jedenfalls beschloss ich sicherheitshalber, erst mal nichts anbrennen zu lassen, und antwortete daher: »Ja, ähm, du hast auch eine schöne Stimme.« Ehrlichkeit ist der Grundstein, auf den man jede Beziehung bauen sollte.

Es quietschte und schepperte schrill aus der Leitung. Womöglich lachte sie. Oder jemand stand mit so einem hochfrequent sirrenden Fräsgerät hinter ihr und spaltete ihr den Schädel damit, das hätte das Geräusch auch recht plausibel erklärt. »Ja, das sagen viele«, sagte die Conny aus Friedrichshain, »also, dass ich eine schöne Stimme habe. Die passt sehr gut zu meinem Aussehen, sagen sie.« Oh Gott, dachte ich. Hoffentlich musste ich diese Frau niemals sehen. »Vielleicht sollten wir uns mal treffen?«, sagte die Conny aus Friedrichshain, »du gefällt mir

nämlich wirklich.« Ich war starr vor Schreck und antwortete daher möglichst ausweichend. Nämlich so: »OK, morgen um acht? Ist ja noch Lockdown, also treffen wir uns bei dir?«

Aus dem Telefonhörer drang wieder die quietschende Schneidemaschine. Vielleicht fräste sie auch gerade einem Typen den Schädel auf, der dumm genug gewesen war, sich in ihre Wohnung locken zu lassen? Wegen dem Lockdown habe ich so viel Netflix gesehen, dass mir das eine durchaus denkbare Erklärung erschien.

»Hihi, du gehst aber ganz schön forsch ran für einen Prediger!«, drang es aus dem Hörer, nachdem der hochfrequente Lärm abgeklungen war.

»Wieso denn Prediger?«, frage ich perplex.

»Na, steht hier doch!«

»Wie: steht da doch? Wo steht das doch?«

»In Google.«

»In Google steht, dass ich ein Prediger bin?«

»Na, Seestraße 606, oder nicht?«

»Ja, schon.«

»Na also, ich habe nach Seestraße 606 gegoogelt, und da wird einem ja allerhand angezeigt. Scheint einiges los zu sein in eurem Haus da. Bisschen seltsame Leute, was? Eine ist bei der FDP. Einer ist Künstler und malt seltsame Bilder von entlaufenen Katzen. Und irgendein Freak züchtet eklige Kröten. Voll gruselig. Bei diesen Irren wollte ich natürlich nicht anrufen. Da dachte ich, da ist so ein Christencafé die seriöseste Adresse. Und so bin ich eben auf dich gekommen. Und wegen des süßen Fotos von dir, natürlich.«

Ich fing mich schnell wieder: »Ähm, ja. Da hast du dich wohl verklickt und die falsche Nummer gewählt.«

»Du bist gar nicht der süße Prediger?«

»Nein«, sagte ich bestimmt, »und der ist auch gar nicht so süß. Aber ich bin, äh ...«

»Ja?«

»Ich bin der Künstler mit den weggelaufenen Katzen.«
Sie räusperte sich: »Oh, ich habe morgen um acht sowieso keine Zeit, sehe ich gerade. Aber weshalb ich eigentlich anrufe: Kennst du Meike Wolf?«
»Meike Wolf? Nee, warum? Obwohl, den Namen habe ich schon mal gehört, glaube ich.«
»Ja, also, bei uns am Haus, in Friedrichshain, das ist da voll in der Partymeile, Simon-Dach-Straße, also da ist dieses Stück Rasen, sie nennen es Grünfläche, wo sich die Paare immer zum Knutschen treffen. Naja, und dann bleibt's auch nicht immer beim Knutschen, wenn du verstehst. Jedenfalls lag da heute ein frisches Kondom. Lässt offenbar nichts anbrennen, die Meike.«
»Und das wolltest du dann für sie beim Christenprediger beichten? Damit er ihre Sünden vergibt?«
»Nee. Da lag das Portmonee. Deswegen rufe ich doch an! Ein Portmonee mit Kreditkarten und Ausweis. Daher weiß ich das ja alles überhaupt nur: Meike Wolf, geboren 1996, wohnhaft in der Seestraße 606, fährt zum Vögeln nach Friedrichshain. Da dachte ich, google ich doch einfach mal und sag ihr, dass sie es sich wieder abholen kann, aber die findet man nicht bei euch im Internet. Und da dachte ich halt, melde ich mich mal bei einem Nachbarn, dann kann der ja zu ihr gehen und Bescheid sagen.«
Zu viel Information, dachte ich. Obwohl, andererseits: Machte es irgendwie auch interessanter, wenn sie dann demnächst kommt und sich ihre Pakete bei mir abholt. Daher nämlich, so fiel mir ein, kannte ich ihren Namen. Von meiner Nebentätigkeit als Packstation des Hauses. Auf jeden Fall aber, das musste ich der Conny aus Friedrichshain lassen, war es natürlich recht nett, das Portmonee an sich zu nehmen und sich um dessen Rückgabe zu bemühen. Ich sagte also zu, bei Meike Wolf zu klingeln und ihr Connys Nummer zu geben.

Leider fand ich keine Meike Wolf am Klingelbrett. Immerhin, an den Briefkästen stand ihr Name. Daraus konnte ich ersehen, dass sie im Vorderhaus wohnen muss. Leider erlauben die Briefkästen keine genauere Lokalisation.

Also arbeitete ich mich Stockwerk für Stockwerk nach oben und schaute auf die Klingelschilder an den Wohnungen. Aber nirgends eine Meike Wolf, nur im obersten, fünften Stock fehlte ein Name an der Tür. Das musste sie also wohl sein.

Ich klingelte. Obwohl, wie mir dann auffiel, der Schlüssel in der Tür steckte. Aber vielleicht sollte ich es nicht gleich übertreiben mit der nachbarschaftlichen Vertraulichkeit. Auch wenn ich jetzt weiß, dass Meike zum Vögeln ja lieber woanders hinget, musste ich vielleicht trotzdem nicht einfach ungebeten in ihre Wohnung treten.

Eine junge Frau machte auf. Vom Alter passte sie auf Meike Wolf. »Na, vermisst du etwas?«, fragte ich launig, um ein bisschen Spannung in der Sache zu halten.

»Allerdings!«, rief sie aus, »woher wissen Sie das? Sie sind doch der Krötentyp von der Post, oder?«

»Ähm, ja, so ähnlich.« Ich war etwas vergnitzt. Nicht wegen dem Krötentypen natürlich, sondern weil sie mich siezte. Dabei waren wir doch Geschwister im Geiste, Lebeleute, die durch die Stadt ziehen und auch schon mal ..., also, ich habe auch neulich mal auf einer Grünfläche ..., also, da habe ich mit einer Frau, nun ja ... OK, da habe ich halt mit einer Frau gestanden und über die Werbungskosten für die Einkommenssteuererklärung diskutiert. Das gute, wilde Leben halt. Aber egal. Ich sah über den kleinen Affront hinweg und raunte ihr kumpelhaft zu: »Ist etwas später geworden gestern, was?« Sie schaute mich groß an: »Allerdings. Ich bin gerade erst aufgestanden.«

»Naja, ist ja noch hell«, sagte ich beschwichtigend.
Sie wirkte jetzt doch ein wenig ungeduldig: »Also gut, nun geben Sie schon her! Wo haben Sie ihn denn gefunden? Ich hatte ihn schon überall gesucht!«
Ihn? Ich war verwirrt: »Hä?«
»Na, meinen Schlüssel! Sie haben doch gesagt, Sie haben meinen Schlüssel gefunden.«
»Ach so. Ja, den Schlüssel habe ich auch gefunden.« Ich zog ihn aus dem Schloss und überreichte ihn ihr. Sie guckte etwas verwirrt. »Aber könnte es sein, dass du gestern Nacht auch noch, nun ja, im Rausch der Leidenschaft oder so dein Portmonee im Friedrichshain verloren hast?«
»Im Rausch der Leidenschaft? Hören Sie mal, ich bin Krankenschwester auf der Intensivstation im Virchow, und wir haben gestern drei neue Covid-Fälle an die Beatmungsgeräte gebracht und zwei sind wieder frei geworden, wenn Sie verstehen. Ich bin also gerade ganz gut bedient. Danke für den Schlüssel, aber mein Portmonee habe ich hier« – sie griff auf ihre Hosentasche – »und jetzt muss ich mich allmählich fertigmachen, ich muss nämlich gleich wieder zur Spätschicht.«
»Oh. Aber kennen Sie vielleicht Meike Wolf? Die muss hier auch bei uns im Haus wohnen.« Kannte sie leider nicht.
Ich habe dann einen großen Zettel geschrieben und in den Flur gehängt, mit der Aufforderung an Meike Wolf, sich bei mir zu melden. Es kam aber niemand. Fünf Tage lang. Ich hatte die Sache schon wieder vergessen, als dann doch noch ein junges Paar bei mir klingelte. Die Frau bat um die Herausgabe eines Pakets. »Klar, gerne. Wie heißt du denn?«
»Meike Wolf.«
Ich schaute sie verblüfft an. »Du bist Meike Wolf?«
»Ja, warum?«

»Ähm ... könnte es sein, dass du dein Portmonee verloren hast?«

Erschrocken fasste sie sich an ihre Hosentasche, dann schaute sie mich bestürzt an. »Tatsächlich! Ich habe mein Portmonee verloren!«

Ich war ähnlich verstört wie sie: »Offensichtlich. Und zwar im Friedrichshain. Vor fünf Tagen.«

»Ach, tatsächlich?« Sie errötete etwas. »Nun, äh, ja, wissen Sie, da habe ich gerade meinen neuen Freund kennengelernt.« Der Typ hinter ihr grinste verlegen. »Da haben wir ... also da bin ich ... also, ich war in letzter Zeit nicht so viel draußen, da habe ich das wohl nicht bemerkt mit dem Portmonee.«

Große Güte, dachte ich neidisch. Die waren dermaßen verliebt, dass sie seit ihrem Friedrichshain-Date nicht mehr das Haus verlassen haben? So jung müsste man noch mal sein! Ich gab ihr die Nummer von der Conny aus Friedrichshain und setzte mich wieder an meinen Schreibtisch. Ich musste noch die Werbungskosten zusammenrechnen, um die Einkommenssteuererklärung abzugeben.

Willkommen im Wedding!

Eine alte Bekannte von früher aus Münster rief an. »Du wirst es nicht glauben!«, sagte sie, und man hörte ihrer Stimme an, dass sie fast platzte vor Freude, mir gleich eine absolute Sensation verkünden zu können.

»Was denn?«, fragte ich vorsichtig.

»Du wirst es nicht glauben: Meine Tochter zieht nach Berlin!«

»Deine Tochter zieht nach Berlin?«

»Ja! Ist das nicht ein irrer Zufall? Ich meine, wo du doch auch in Berlin wohnst!«

»Ja, unglaublich. Mal sehen, was die Zeitungen hier dazu so schreiben werden ...« Nach meiner vorsichtigen Einschätzung wäre es ja ein erheblich erstaunlicherer Zufall, wenn jemand, der in Münster aufwächst, nicht eines Tages nach Berlin zieht, so wie ich die Kopfstärke der westfälischen Community hier einschätze, aber ich beschloss, lieber nichts weiter dazu zu sagen. Viel bemerkenswerter erschien mir sowieso etwas anderes: »Du meinst: Sie zieht ohne dich nach Berlin?«

Die alte Bekannte stutzte kurz. »Warum sollte ich denn mitkommen?«

Ich war verwirrt. Kommen jetzt auch aus Westfalen schon unbegleitete minderjährige Flüchtlinge? »Ich meine – die geht doch noch in die Grundschule, oder?« »Große Güte, Heiko!«, hörte ich es aus dem Hörer seufzen, »die hat eine Postdoc-Stelle in Berlin.«

Oh. Na ja, wie gesagt: eine alte Bekannte von früher. Von viel früher. Da haben wir wohl doch schon länger nicht mehr miteinander telefoniert, als es mir vorkam. Die Zeit vergeht ja so schnell.

Die alte Bekannte ließ sich aber von diesem kleinen Faupax nicht beirren: »Na ja, jedenfalls dachte ich: Du kannst ihr doch sicherlich eine Wohnung besorgen!«

»Ja klar«, antwortete ich.

Sie wirkte erleichtert: »Super, dachte ich mir. Also, sie braucht auch gar nicht viel, die ist ganz anspruchslos. Zwei Zimmer, irgendwo in Uni-Nähe, und sie hat einen Hund, also vielleicht mit kleinem Garten.«

»Ja, klar. Kein Problem.«

»Super, wusste ich doch, dass auf dich Verlass ist.«

»Nee, war n Scherz. Hör mal: Berlin ist zu. Voll. Dicht. Verstehst du? Ich würde hier nicht mal eine Hütte für den Hund kriegen. Das hier ist kein Wohnungsmarkt, das ist Häuserkampf. Wenn sie wirklich in die Schlacht ziehen will, soll sie keine Gefangenen machen. Und sich ordentlich bewaffnen. Am besten mit sehr viel Geld.«

Die Bekannte klang jetzt geradezu vorwurfsvoll: »Aber hattest du nicht erzählt, wie sagenhaft billig Wohnen in Berlin ist? Und dass da alles leersteht?«

»Ja, stimmt schon, das habe ich erzählt. Das muss vor etwa 15 Jahren gewesen sein. Also, ungefähr als deine Tochter noch in die Grundschule gegangen ist.«

Ich hatte der Tochter dann aber angeboten, ihr beratend zur Seite zu stehen, wenn sie aus Münster-Hiltrup ihre ersten Schritte in der großen, wilden Stadt unternimmt, und deshalb telefonierten wir von Zeit zu Zeit. Sie war zunächst bei einer Freundin von ihr untergekommen. Die Sache mit der eigenen Wohnung gestaltete sich aber etwas zäh, auch wenn sie im Internet immer mal wieder eine Anzeige auftrieb, auf die sie sich bewerben konnte.

»Und? Hat sich schon was ergeben?«, fragte ich sie. »Allerdings!«, berichtete sie freudig, »ich habe schon zwei Dickpics bekommen!«

»Naja, immerhin ein Anfang.«

»Und einer hat mir ein Zimmer zur Untermiete in Spandau angeboten, wenn ich dafür einmal die Woche mit ihm schlafe.«

Ich war erstaunt: »Im Ernst? So was gibt es tatsächlich?«

»Ja, wirklich. Aber als ich gesagt habe, dass der Hund es gewöhnt ist, im Zimmer dabei zu sein, wenn ich Sex habe, wollte er dann doch nicht mehr.«

»Oh. Aber dass die Wohnungssuche mit Haustier schwieriger wird, hatte ich dir ja gleich gesagt.«

»Ja, so schade. Jemand in Reinickendorf hat mir seinen ehemaligen Partykeller als Wohnung angeboten, wenn ich dafür seinen bettlägerigen Vater pflege.«

»Klingt doch gut.«

»Aber die zusätzlichen 1200 Euro Miete, weil möbliert, fand ich dann doch etwas drüber.«

Sie sind halt schon auch etwas wählerisch, diese jungen Leute.

Aber dann hatte es doch plötzlich geklappt. Eine Wohnung. Im Wedding. Ich war überrascht: »Tatsächlich? Wie hast du das denn geschafft? Als Kindermädchen? Putzdienste?«

»Nee, einfach so. Wegen Corona.«

»Wie, wegen Corona?«

»Na, hat sich sonst keiner zur Besichtigung getraut. Der Vermieter meinte, dass sei ihm schon ewig nicht mehr passiert, dass keiner zur Wohnungsbesichtigung kommt. Also, außer mir eben. Hatten wohl alle Angst, dass das ein Superspreader-Event wird. Jedenfalls war ich die Einzige, und dann habe ich sie einfach bekommen.«

»Du bist eine verdammte Krisengewinnlerin!«

»Ja, und dann noch in Mitte!«

»Das ist nicht Mitte. Das ist Wedding. Den Unterschied wirst du schon noch merken.«

Hat sie dann gemerkt. »Du wolltest mir doch helfen, mich hier einzufinden!«, beklagte sie sich beim nächsten Telefonat. »Warum hast du mir nicht gesagt, dass man die Müllcontainer nie von vorne öffnen darf, also wenn man frontal davorsteht?«

»Hä? Wieso das denn?«

»Weil einen sonst die Ratte anspringt, die im Container sitzt!«

»Dich hat eine Ratte angesprungen? Seltsam. Das ist mir in all den Jahren noch nie passiert. Bei uns laufen die Ratten eigentlich immer ganz entspannt durch den Hof und springen nicht rum. Manchmal hockt eine bei mir auf der Fensterbank und guckt, was ich so mache. Aber die ist ganz friedlich. Vielleicht müsst ihr darauf achten, dass genug Müll im Hof herumliegt. Dann müssen die Ratten nicht extra in die Müllcontainer klettern.«

»Naja, egal«, sagte sie, »ich öffne den Container jetzt halt von der Seite. Geht ja auch.« Guck an, dachte ich, sie scheint sich ja schon ganz gut einzuleben.

Sie schien sich aber doch nicht so gut einzuleben. Beim nächsten Anruf bebte ihre Stimme vor Empörung: »Sie haben mir mein Regal geklaut!«

»Sie haben dein Regal geklaut? Stand was Wichtiges drin?«

»Nein, da stand überhaupt nichts drin.«

»Sie brechen bei dir ein und klauen ein leeres Regal?«

»Die sind doch nicht bei mir eingebrochen! Ich habe mir bei Möbel Höffner ein neues Regal gekauft und es dann kurz auf dem Nettelbeckplatz stehen lassen, weil ich noch schnell was aus dem Späti holen wollte, und als ich zurückkam, war es weg.«

»Du hast dein Regal einfach so auf dem Nettelbeckplatz stehen lassen?« Große Güte, denke ich, es ist doch ein weiter Weg von Westfalen in den Wedding. Ich müsste es ja eigentlich wissen, ich bin ihn ja selbst gegangen. Hatte ich wohl doch ein wenig verdrängt.

»Hattest du denn gar keinen Zettel dran gemacht?«, fragte ich.

»Was denn für ein Zettel? *Bitte nicht stehlen!* Was ist denn das für eine beschissene Stadt, wo man so etwas zivilisatorisch Selbstverständliches eigens auf einen Zettel schreiben muss!«

»Nein, natürlich nicht. Sondern: *Zu verschenken*. Das ist die einzige Chance, dass etwas stehenbleibt. Und nicht mal das klappt mehr zuverlässig. Bei uns im Haus nehmen die Leute inzwischen sogar die Zu-verschenken-Sachen mit. Wahrscheinlich diese verdammten Zugezogenen.«

»Ein Regal. Ich meine, wer klaut einem denn mitten in der Stadt ein Regal! Das ist doch völlig asozial! Also, manchmal geht Berlin mir jetzt schon auf die Nerven!« Oh, dachte ich alarmiert, da musste ich jetzt aber mal meinen beraterlichen Pflichten nachkommen. Also beschwichtigte ich rasch: »Ach, lass dich nicht gleich entmutigen. Fünfzehn, zwanzig Jahre, dann hast du dich

dran gewöhnt.« Sie grummelte etwas Unverständliches und legte auf.

Aber ein paar Tage später rief sie wieder an: »Es ist wieder da!«

»Was?«, fragte ich erstaunt, »das Regal?«

»Ja! Sie haben es einfach wieder hingestellt. Mitten auf den Nettelbeckplatz. Genau da, wo ich es stehen gelassen hatte.«

»Aha.« Ich gebe zu, damit hätte ich nicht gerechnet. »Sie haben es einfach so da wieder hingestellt?«

»Ja. Passt nicht zu ihrer Kommode.«

»Was?«

»Passt nicht zu ihrer Kommode.«

»Woher weißt du das denn?«

»Sie haben einen Zettel dran gehängt. Darauf stand: *Passt nicht zur Kommode. Und: falscher Farbton.*«.

»Oh. Haben sie gesagt, was ihnen lieber wäre?«

»Ist das nicht irre?«, sie klang jetzt fast ein wenig euphorisch: »Eigentlich ist es doch eine ziemlich coole Stadt, finde ich. Ich meine, klar, in Münster hätten sie mir das Regal wahrscheinlich erst gar nicht geklaut. Aber unter Garantie hätte es niemand, wenn er es einem schon mal geklaut hätte, dann später wieder zurück auf die Straße gestellt, wenn er es doch nicht gebrauchen kann. Das ist doch irgendwie ... irgendwie herzlich, auf eine Weise, geradezu mitfühlend.«

»Ja«, bestätigte ich, »auf eine, nun ja, sehr besondere Weise.«

»Ja, wirklich«, sagte sie, »und für die Ratten habe ich jetzt einfach ein kleines Futterschälchen neben die Müllcontainer gestellt. Dann müssen sie da nicht mehr reinklettern, und ich kann meinen Müll gefahrlos von vorne reinwerfen.«

Mir wurde ganz warm ums Herz. Ich denke, sie kann es hier schaffen.

Aus: »Von Okapi, Scharnierschildkröte und Schnilch. Ein prekäres Bestiarium«

Alfreds Prachtgurami

Ach, dieses Macho-Gehabe! Da kann man gendern, was das Zeug hält, Sternchen oder Binnen-Is setzen, wie man mag, oder, so wie wir in diesem Buch, mal das generische Maskulinum mit dem generischen Femininum lustig hin und her wechseln lassen, und dann pfeift halt doch wieder der nächste Typ hemmungslos einer vorbeigehenden Frau hinterher und macht auf dicke Hose. Der Mensch neigt trotz Tausender Jahre Zivilisationsgeschichte immer noch zum Gockelhaften, um nicht zu sagen: zum Prachtguramihaften.

Beim Prachtgurami jedenfalls wird noch gänzlich vom Feminismus unverdorben geworben, gebalzt und geposed. Mit Saisonbeginn suchen sich die Männchen der mit etwa 3,5 Zentimetern Länge winzigen Fischlein eine möglichst schicke Bleibe, also beispielsweise eine Höhle, die durch Falllaub gebildet wird, oder einen Hohlraum unter einer Wurzel. Wären sie Menschen, stellten sie sich jetzt wohl breitbeinig vor ihren Angeberschuppen. Weil sie aber Fische sind, machen sie es eben breitflossig. Dabei hilft ihnen eine anatomische Besonderheit. Ihre Rücken- und Afterflossen sind auffällig lang, weisen ungewöhnlich viele Knochenstrahlen auf und können bei Erregung aufgespreizt werden.

So ein Fischkerl ist dann ganz Flosse. Es entsteht der Eindruck, als würde sein Körper vollständig von einem breiten Flossensaum umlaufen, die Gestalt wandelt sich vom länglichen Fischlein zu einem Fisch wie ein Schrank. Zumindest wenn man, wie das Weibchen es tut, von der Seite guckt. Gleichzeitig fährt das Männ-

chen bei seiner Färbung die Kontraste hoch, als hätte jemand bei Photoshop den Regler ganz nach rechts gezogen. Plötzlich zeigt es breite, gelblich weiße und bläuliche Längsstreifen, die sich scharf vom tiefschwarzen Grund abheben. Irisierende Elemente sorgen für eine atmosphärisch stimmige Lightshow, und um den Flossensaum zieht sich eine hellbläuliche Linie, um die spektakulären Ausmaße der Superflosse (immerhin mehrere Millimeter!) zu betonen. Um noch eins draufzusetzen, erscheint plötzlich ein senkrechter schwarzer Balken im Auge. »Sexy Eyes« nennen Fischfachleute dieses Phänomen allen Ernstes. Nun ja, im Grunde können wir das Analogon dazu in Form von Sonnenbrillen in jedem Hiphop-Video bestaunen.

Ebenfalls ähnlich wie im Hiphop fängt das Männchen jetzt an, seltsame Zuckungen vorzuführen. Es neigt den Kopf um mehr als 45 Grad nach unten und zittert mit dem ganzen Körper. Dabei geht es natürlich wie immer darum, die Bitch zu sich nach Hause zu locken. Über alles Weitere wollen wir hier mal diskret hinweggehen, denn was in den eigenen vier Höhlenwänden passiert, ist ja letztlich Privatsache. Wir sagen nur so viel: Umschlingungen! Scheinpaarungen! Laichstarre! Senkeier! Schaumnest! Den Rest überlassen wir Ihrer Fantasie. Am Ende kleben dann jedenfalls befruchtete Eier an der Wand. Im Grunde also alles wie beim Menschen.

Aber jetzt kommt es zu einer überraschenden Wendung. »Danach« verlässt das Weibchen die Höhle, den Macker und die Brut. Das Männchen kümmert sich von nun an aufopferungsvoll um die Eier, fächert ihnen beständig frisches Wasser zu und betüddelt anschließend auch noch die Babys. Wir müssen unser Urteil zum Rollenverständnis bei Fisch und Mensch vielleicht noch einmal überdenken.

Diese ganzen faszinierenden Verhaltensabläufe kann man im Aquarium gut beobachten. Wie es aussieht, allerdings wohl auch nur noch dort. Denn in freier Natur scheint Alfreds Prachtgurami seit ein paar Jahren ausgerottet zu sein. 2005 wurde er überhaupt erstmals wissenschaftlich beschrieben, Fundort war ein einziger Bachabschnitt im Torfmoorwald Westmalaysias. Ein womöglich letzter Nachweis gelang dort 2016, doch als Fischfreunde später zurückkehrten, fanden sie statt eines Schwarzwasser-Urwaldbaches nur noch einen zugeschlammten Wasserlauf inmitten von Palmölplantagen. Prachtguramis bilden eine Gruppe von etwa 20 hochspezialisierten Arten, die sich an die extremen Bedingungen in Torfmoorwäldern angepasst haben. Wie bei uns entstehen auch in Südostasien Moore in wassergesättigter Umgebung, in der mehr pflanzliches Material anfällt als abgebaut werden kann. Anders als bei uns werden sie in Südostasien von Wald bestanden. Dessen reichliche Pflanzenreste bilden das Torf, und weil halt immer mehr dazukommt, wächst das Moor beständig in die Höhe – bis zu 20 Meter hohe Torfschichten sind möglich. Das halb verrottete organische Material bildet Huminsäuren, die für ein stark saures Milieu sorgen, was Mikroorganismen hemmt und somit dafür sorgt, dass Laub und Äste noch langsamer abgebaut werden. Torfmoorwälder speichern wie ein gigantischer Schlamm Wasser und organisches Material, also Kohlenstoff. Und die Prachtguramis, die dort leben, schwimmen im Grunde in Säure herum.

Unglücklicherweise aber gedeihen dort, wo Torfmoorwälder wachsen, auch Ölpalmplantagen besonders gut. Der internationale Markt für Palmöl ist in den vergangenen Jahrzehnten geradezu explodiert. Praktisch überall findet es Verwendung, von Biodiesel über Waschmittel bis zu Margarine und Nutella. Um Platz für neue Ölpalmplantagen zu schaffen, werden großflächig Torfmoorwälder

gerodet und entwässert. Das ist zum einen natürlich für die zahlreichen Arten ein Problem, die in diesen Wäldern leben – unter ihnen als echter Promi der Orang-Utan. Zum anderen schadet diese Entwicklung dem globalen Klima, denn trockene Torfböden zählen weltweit zu den Hauptquellen für Treibhausgase, während nasse Torfböden der Atmosphäre Treibhausgase entziehen. Torfbrände, die in trockengelegten Mooren schnell katastrophale Ausmaße annehmen, bedrohen überdies Leib und Leben der Menschen in Südostasien und führen zu Destabilisierung und Massenflucht aus ganzen Landstrichen.

Mit der Abholzung ändern sich natürlich auch die Bedingungen in den Bächen: Besonnung, Wasserchemie, Strömungsverhältnisse – nichts ist mehr so, wie es war. Alfreds Prachtgurami aber hat sich nun einmal an die speziellen Umweltbedingungen angepasst, die sein guter, alter Torfmoorwaldbach ihm über Jahrtausende geboten hat. Nun ist er verschwunden.

Aber noch nicht endgültig. Denn Aquarienfremde haben ein Herz auch für die kleinsten Fischlein. So sind in den letzten Jahren immer mal wieder Prachtguramis über den Zierfischhandel exportiert oder von Hobby-Enthusiasten selbst gefangen und mitgebracht worden. Zum großen Durchbruch als Aquariensterne haben sie es nie gebracht, dafür sind ihre Anforderungen an die Wasserwerte zu speziell. Dennoch gelingt engagierten Spezialisten ihre Nachzucht regelmäßig. Als klar wurde, wie dramatisch sich die Lage für die meisten der etwa 20 Prachtgurami-Arten entwickelt, haben diese sich unter dem Namen *The Parosphromenus Project* zusammengesetzt. Das kann sich zwar niemand merken oder auch nur aussprechen, ehrt dafür aber den wissenschaftlichen Namen der Gattung. Die Fischfreaks von *The Parosphromenus Project* schätzen, dass heute noch um die 50 Exemp-

lare von Alfreds Prachtgurami in Aquarien herumswimmen – das wäre dann nach aktueller Kenntnis der gesamte Weltbestand. Sie versuchen, die Art durch den Austausch von Fischen untereinander zu erhalten – und hoffen darauf, dass vielleicht doch noch in irgendeinem Torfmoorwaldbach eine Population überlebt hat. In der Zwischenzeit können Schulen, Museen und Zoos mit Alfreds und anderen Prachtguramis Werbung für den Erhalt der Torfmoorwälder und damit für den weltweiten Klimaschutz machen, ohne dass zu diesem Zweck gleich ein Orang-Utan engagiert werden müsste. Kleinheit kann eben auch durchaus praktisch sein.

Und jetzt ganz zum Schluss können wir es ja verraten: Den Namen *Alfreds Prachtgurami* haben wir uns schlicht ausgedacht. Etwas so Triviales wie einen Trivialnamen hat *Parosphromenus alfredi* bislang gar nicht nötig gehabt. Trotzdem wollen wir inbrünstig rufen: Lang lebe Alfreds Prachtgurami! Und wenn es ihn vielleicht auch wirklich nur noch in unseren Aquarien gibt, so mögen doch wenigstens seine Verwandten in den Torfmoorwäldern Südostasiens in Zukunft weiter durch ihre Säure-Bäche schwimmen können – zum Wohle der Biodiversität und des Weltklimas.

Der Amerikanische Totengräber

Gestorben wird ja schließlich immer. Deswegen gilt das Bestattungsgewerbe als besonders krisensicher. Aber von wegen.

Einer der Branchenriesen war der Amerikanische Totengräber. Dieser bis 3,5 Zentimeter große Käfer hatte ein riesiges Verbreitungsgebiet im Osten und Mittleren Westen Nordamerikas. Er ist nicht besonders wählerisch bei der Frage, wo er sich herumtreibt, und galt als eines

der häufigsten Insekten des Kontinents. Heute ist er von der Ausrottung bedroht. Was ist passiert?

Der Amerikanische Totengräber sieht überraschend farbenfroh aus für jemanden seiner Profession. Auf schwarzem Grund prangen je zwei große, knallig orangefarbene Flecken auf den Flügeldecken, ein ebensolcher auf dem Brustpanzer und dazu noch zwei orange Markierungen auf dem Kopf. Vornehm geht die Welt zu Grabe.

Aber das schicke Outfit kann nicht über seine düsteren Gewohnheiten hinwegtäuschen, die sich auch ziemlich gut für Horrorgeschichten eignen würden, mit Zombies und Totessern und allem. Denn der Totengräber macht seinem Namen alle Ehre. Unterwegs ist er standesgemäß in der Nacht. Dann fliegt er umher auf der Suche nach einem schönen, frischen Todesfall von Mäuse- bis Taubengröße. An den Fühlern der Käfer sitzen chemische Detektoren, mit denen sie Leichengeruch oft binnen nur einer Stunde nach Exitus zielsicher über eine Entfernung von mehr als drei Kilometern aufspüren. Und dieser ganz besondere Duft macht sie richtig wuschig. Geil. Gamsig. Sie verstehen schon.

Aber bitte, das hat nichts mit Nekrophilie zu tun. Der Käferich steht einzig auf quicklebendige Käferinnen, und idealerweise treffen beide am Kadaver aufeinander, um dann eben das zu machen, was man so macht, wenn man richtig wuschig, geil oder gamsig ist. Manchmal tauchen mehrere Totengräberinnen gleichzeitig auf, dann muss erst mal ausgefochten werden, wer zum Zug kommt. Es kämpfen sowohl Männchen als auch Weibchen untereinander, die Sieger jedes Geschlechts – die größten Wuchtbrummer halt – erhalten als Trophäe den Kadaver ganz für sich allein. Romantik pur.

Und dann geht es los. Beziehungsweise: Dann geht die Leiche los. In einer bizarren Prozession befördern die Totengräber sie im partnerschaftlichen Teamwork an eine Stelle, wo der Boden sich für ein Grab gut eignet.

Dabei schieben die Käfer sich so unter das tote Tier, dass sie auf dem Rücken liegen, um es dann mit ihren sechs Beinchen laufbandartig voranzuschieben. Für einen menschlichen Beobachter sieht so ein mitten in der Nacht plötzlich über den Boden ruckelnder toter Vogel durchaus so aus, als sollte man lieber schnell wieder nach Hause ins Bett gehen. Dabei ist es echter Leistungssport, den man geboten bekommt: Immerhin wuchten die Käfer hier das 150- bis 200-fache ihres eigenen Gewichts durch die Gegend.

Haben sie einen geeigneten Ort für die Bestattung erreicht, graben sie unter dem Kadaver ein Loch, bis dieser nach und nach im Erdreich verschwindet. Doch wenn der/ die/das Verblichene anschließend six beetlefeet under liegt, ist die Arbeit noch längst nicht erledigt. Zunächst wird der Leichnam nackig gemacht: Pelztiere werden enthaart, Vögel gerupft. Anschließend wird der Körper gründlich einbalsamiert, mit einem hausgemachten Sekret in Geheimrezeptur. Das wirkt ähnlich wie bei den altägyptischen Mumienmachern und verhindert eine weitere Verwesung – wie das genau funktioniert, wüssten Pharmakologen übrigens auch gerne, denn die antibakterielle Käferspucke wirkt so gut, dass sie auch für den Menschen Nutzen verspricht.

Aber jetzt kommt noch mal richtig Leben in die Leiche. Das Käferweibchen legt seine Eier in eine kleine Höhle neben der Gruft, aus denen nach wenigen Tagen die kleinen Totengräberchen schlüpfen. Die sehen zu diesem Zeitpunkt noch eher madenartig aus und sind noch nicht in der Lage, selbst am Aas zu knabbern. Deshalb werden sie von ihren Käfereltern liebevoll versorgt. Mama und Papa tragen sie zum gedeckten Tisch, schlucken einen ordentlichen Batzen Aas hinunter und würgen ihn dann wieder aus, den lieben Kleinen direkt ins Maul.

Totengräber sind neben den staatenbildenden Bienen, Ameisen und Termiten so ziemlich die einzigen Insekten, die sich um ihren Nachwuchs kümmern, bis dieser sich verpuppt. Die Alten füttern ihn nicht nur mit Würge-Aas, sondern sorgen auch dafür, dass der Gammelfleischvorrat nicht zu gammelig wird, indem sie Pilze entfernen und immer mal wieder etwas bakterizides Sekret nachspeichern. Nach rund einer Woche können die Larven dann selbstständig vom Vorrat naschen. Ist die Leiche nicht groß genug für alle der meist rund zwanzig Köpfe zählenden Kinderschar, greifen die alten Käfer hilfreich ein – indem sie einfach ein paar der lieben Kleinen auffressen, bis wieder genug für alle da ist. Nehmt das, Ihr Helikopter-Eltern!

Schließlich verpuppen die Larven sich und schwirren nach einer Umwandlungszeit von einem Monat als fertige Käfer ab in die Nacht, auf der Suche nach einem schönen Kadaver, um mit ihm eine eigene Familie zu gründen.

Dass trotz dieses insgesamt ziemlich ausgefeilten Überlebenskonzepts aus einem der häufigsten Insekten Nordamerikas eine unmittelbar von der Ausrottung bedrohte Art werden konnte, hängt eng damit zusammen, dass zuvor aus dem häufigsten Vogel Nordamerikas (wenn nicht sogar der Welt) eine ausgerottete Art geworden ist.

Noch im 19. Jahrhundert galt es als eines der größten Naturwunder der Erde, wenn ein Schwarm Wandertauben auf Reisen ging. Dann verdunkelte sich der Himmel, vergleichbar nur mit einer Sonnenfinsternis. Von Horizont bis Horizont sahen staunende Menschen nur noch gefiederte Leiber von Millionen und Abermillionen dieser Vögel, stunden-, manchmal sogar tagelang ohne Unterbrechung. Der berühmte Ornithologe John James Audubon wurde 1813 in Ohio Zeuge eines solchen Spektakels: »Die Luft war buchstäblich gefüllt mit Tauben; der Dung fiel in Placken, nicht unähnlich

schmelzendem Schnee; das andauernde Dröhnen der Flügel begann, mich in den Schlaf zu wiegen.« Der Wandertaubenbestand damals wird auf 3 bis 5 Milliarden Exemplare geschätzt, er machte 25 bis 40% der gesamten Vogelbevölkerung der USA aus. Die Tauben nisteten in gewaltigen Massenansammlungen in den Wäldern, ein einziger Baum konnte mit weit über hundert Nestern überzogen sein, Äste brachen unter der Belastung.

Da fielen natürlich immer auch genug Tauben für die Totengräber an. Bis die europäischen Siedler kamen. Für sie waren die Tauben ein geflogenes Fressen und sogar Brennstoffvorrat. Selbst ungeübte Schützen erlegten problemlos ein halbes Dutzend auf einen Streich, auch wenn sie nur orientierungslos in einen Schwarm ballerten. Es kam zu regelrechten Massakern. An einem Nistplatz in Kentucky wurden über fünf Monate täglich 50.000 Vögel getötet. Ein einziger Jäger hat im Lauf seiner Karriere drei Millionen Tiere zu seinem Auftraggeber geschickt – und 1880 gab es etwa 1.200 hauptberufliche Wandertaubenjäger.

Dann ging alles ganz schnell. Erste Warnungen vor der Tragödie wurden ignoriert. Eine Vorlage zum Schutz der Tiere wurde in Ohio noch 1857 vom Senat abgelehnt mit der Begründung: »Die Wandertaube benötigt keinen Schutz. Sie ist auf wunderbare Weise überaus fruchtbar, nistet in den unermesslich weiten Wäldern des Nordens, wandert Hunderte Meilen auf der Suche nach Nahrung, ist heute hier und morgen dort, und kein denkbarer Eingriff kann ihren Bestand verringern oder überhaupt nur bemerkt werden angesichts der Myriaden, die jährlich nachkommen.« So kann man sich irren. 1890 waren die Tauben fast verschwunden. Das letzte verbürgte freilebende Exemplar wurde 1900 von einem vierzehnjährigen Jungen mit dem Luftgewehr erlegt. Viel zu spät hatten sich Zoos der Art angenommen. Die letzten Wandertauben lebten im Zoo von Cincinnati,

wo Zuchtversuche fehlschlagen, bis schließlich nur noch eine übrig war: Martha. Die lag schließlich am 1. September 1914 um 13 Uhr tot auf dem Boden ihres Käfigs. Nicht einmal diese letzte Taube gönnte man den Totengräbern – Martha wurde tiefgefroren und konserviert. Der Mangel an toten Tauben blieb nicht die einzige Bürde für die Käfer. Pestizide setzen ihnen ebenso zu wie in Agrarwüsten umgewandelte Landschaften, vor allem aber die ganz allgemein abnehmende Tierzahl. Denn die Gleichung ist ganz einfach: weniger Tiere = weniger Tierleichen. Am Ende waren die Käfer in 90 Prozent ihres ehemaligen Verbreitungsgebiets ausgelöscht; es gab nur noch eine Handvoll kleiner Reliktpopulationen. Doch anders als bei der Wandertaube wurde diesmal hoffentlich noch rechtzeitig eingegriffen. In den 1990ern begann ein Programm zur Rettung der Totengräber, die nun in mehreren Zoos gezüchtet werden. Inzwischen gelang die Auswilderung von Tausenden Käfern und die Wiederbesiedlung zumindest einiger ehemaliger Lebensräume. Das freut übrigens nicht nur die Käfer, sondern auch eine Milbe mit dem Namen *Poecilochirus*, die ebenfalls auf und von Tierkadavern lebt. Aber weil Milben nun mal sehr klein sind, kommen sie schwer von einem Aas zum nächsten. Deshalb krabbeln sie auf die Totengräber und lassen sich von ihnen einfach mitnehmen zum nächsten Leichenschmaus. Dafür revanchieren sie sich, indem sie rabiat gegen lästige noch kleinere Kleinstorganismen Vorgehen, die den Käferlarven das Futter streitig machen könnten. Beinahe hätte also die Ausrottung der Wandertaube nicht nur zum Aus für den Amerikanischen Totengräber geführt, sondern auch die auf solche Käfer spezialisierten *Poecilochirus* in Mitleidenschaft gezogen. Nicht dass die Weltöffentlichkeit die Tragödie einer Milbe sonderlich interessiert hätte. Aber wir wollten es doch wenigstens einmal erwähnt haben.

Nachwort

Ein Amerikaner in Paris – okay, da kann man einen Film drüber machen. Aber was ist das schon gegen einen Westfalen in Wedding? Gegen einen unschuldigen Jungen vom Lande (Selbstaussage), der im wilden Wedding unbeeindruckt einen Kulturschock wegsteckt und im berühmtesten Berliner Stadtteil seine Wedding-Werdung erlebt? Auch, weil ihm die neue Lebensumgebung zu einer persönlichen Freiheit verhilft, die ihm das spießige Münster offensichtlich vorenthielt (das er dennoch nicht in Grund und Boden verdammt), wozu offensichtlich schon die Möglichkeit genügt, sich nunmehr 24 Stunden am Tag mit Alkohol versorgen zu können.

»Das Schöne am Wedding ist ja, dass man hier einfach machen kann, was man will, es interessiert keinen Menschen«¹, blickt Heiko Werning zurück und gibt der damaligen Bundeskanzlerin den gutgemeinten Rat: »Liebe Frau Merkel, ich weiß, das ist nur eine Idee, ein Hirngespinnst. Aber kleiden und frisieren Sie sich doch weiterhin bitte so, wie Sie es mögen, und ignorieren Sie im Rahmen Ihrer Möglichkeiten das Geraune und Gejohle drumherum. Und wenn Sie dann wirklich mal kurz eine kurze Verschnaufpause brauchen von diesen lächerlichen Debatten, den hochnotpeinlichen Kommentaren, den voyeuristischen Wichtigtuern, kurzum: diesen ganzen Vollspacken der Regenbogenpresse von Spiegel bis Bild, dann schmeißen Sie sich einfach Ihr liebstes Abendkleid über oder Ihren bequemsten Bademantel, ziehen Sie sich hochhackige Lederstiefel bis zum Arsch an oder Ihre Adiletten, und kommen Sie zu uns gefahren, es sind bis zum U-Bahnhof Seestraße nur sechs Stationen mit der U6, das ist diese Linie in der Farbe Ihres Oslo-Kleides, und dann trinken Sie

¹ *Natürlich im Fernsehen*, in: *Mein wunderbarer Wedding*, Berlin: Tiamat 2010.

hier einen Kaffee oder essen einen Döner, ganz wie Sie wollen – es interessiert hier keine Sau.«²

Jeder nach seiner Fassung – und das passt zum Autor Heiko Werning, der schon als Kind durch sonderbare Marotten auffiel. Das vorliegende Lesebuch zeichnet nach, wie aus einem kleinen Münsteraner Gernegroß, der gern Zoodirektor wäre, ein waschechter und vollständig assimilierter Wedding-Apologet wurde. Die Vorliebe für die Tierwelt (bevorzugt Kröten, Echsen, Spinnen) hat sich Werning übrigens bewahrt, wie in vielen Texten nachzulesen ist, ebenso wie sein Staunen über einen Maden-Automaten, den es wohl nur in Wedding gibt, Angler sollen ja schließlich auch auf ihre Kosten kommen – eine weitere typisch Wedding'sche Schrulle.

Wir hören Werning gern zu, wenn er uns das alles erzählt, weil es so lebensecht, humorvoll, unverkrampft, schlagfertig und zugleich hintergründig pointiert ist. Und schon ist man selbst in die Wedding-Falle getappt: Ein wenig mehr Laissez-faire und Unaufgeregtheit könnten doch jedem guttun, lässt uns der Autor zwischen den Zeilen wissen. Cool down, nimm nicht alles – dich selbst inklusive –so wichtig. Dann funktioniert übrigens auch Multikulti ganz vorzüglich, wie an vielen Beispielen belegt wird. Und mit der eigenen Schönheit soll man es auch nicht übertreiben. Es reicht ja, wenn man einmal im Jahr zum Frisör zu geht, erfahren wir, wenn die Matte schon so gewachsen ist, dass sie das Gesichts- und Blickfeld unvorteilhaft einschränkt. Und was lukullische Genüsse angeht: Diesbezüglich gibt sich Werning als Anti-Gourmet zu erkennen, der auch noch dem hinterletzten Döner-Imbiss etwas abgewinnen kann. Hauptsache er hat zur späten Stunde noch geöffnet, wenn er leicht angesäuselt von seinen Lesebühnen-Abenden in heimische Gefilde zurückkehrt. Ach ja, schöne Selbstironie.

² Ebenfalls in *Mein wunderbarer Wedding*, ebd.

Und wie erfrischend, wenn Werning aus seinem Herzen keine Mördergrube macht. Da kann es schon mal 15 Jahre dauern, bis man das CD-Regal aufräumt oder die Fenster putzt. Wobei Letzteres, ebenso wie der Griff zur neuen Brille, durchaus mit Risiken und Nebenwirkungen verbunden sein kann, nämlich dann, wenn der neue Durchblick Dinge zutage fördert, die man lieber nicht zu Gesicht bekäme. Der Autor lädt uns in seinen Alltag ein, schlüpft in die Rolle eines bestens informierten Reiseführers. Der sich mal mehr, mal weniger gern in journalistischer oder touristischer Mission auch schon mal als Wedding-Stadtführer einspannen lässt. Wobei er die Missstände (Leerstände bei Ladengeschäften, mangelhafte hygienische Standards, ruinöse Bausubstanzen, ein Überangebot an Spielhöllen ...) offen beim Namen nennt. Nein, bloß keine Augenwischerei und Schöntuerei, das hat dieser Stadtbezirk nicht nötig. Er punktet mit anderen Qualitäten, als Ort der Widersprüche und Überraschungen. Der Buchtitel *Geliebtes Wedding. Berichte aus dem Prekariat* sagt schon alles. Hier ist das Submilieu wie kaum anderswo zu Hause, mit all seinen irrlichternden Sonnen- und Schattenseiten. Und die Einheimischen? Die gucken nicht weg, sondern bekennen sich zu ihrem Kiez, sind sogar stolz auf ihre Parallelwelt.

Ein Zusammenleben vereint in fröhlicher Anarchie. Und auch wenn nicht jedes Goldkettchen glänzt, man hat sich seine Würde bewahrt. Und man verschone dieses Biotop doch bitteschön vor jenen Enthüllungsjournalisten, die kalkultiertes Wedding-Bashing betreiben, um durch Klischees und Vorurteile mediale Aufreger zu provozieren. Dann ist auch für Werning Schluss mit lustig. Ebenso wie beim Thema Gentrifizierung, bei Start-up-Enthusiasten, Bio-Propheten, Yuppies oder Hipstern. Sollen sie doch im Prenzlauer Berg oder einem anderen In- oder Schickimicki-Bezirk ihren Lifestyle frönen, aber bitte die Weddinger in Ruhe lassen. Hier atmet zwar alles den Charme des

Untergangs, hat aber immerhin Charme. Wenn auch nicht alles schön und vorzeigbar ist, so ist es doch echt und authentisch.

Werning outet sich als Verfechter des oft verpönten, schulisch zigtausendfach missbrauchten Genres ›Erlebnisaufsatz‹. Es ist ihm auf den Leib geschrieben. Werning hat den Blick, das Ohr, die richtige Sprache und vor allem ein sicheres Gespür für Situationskomik, die er im ganz eigenen Sound rüberbringt. Durch Hunderte Lesebühnen-Auftritte (Reformbühne Heim & Welt, Brauseboys) gestählt, besitzt er ein todsicheres Gespür für das richtige Wort am richtigen Fleck, was gerade im hochschwierigen Bereich des Humors keine geringe Kunst ist. Den Vogel abgeschossen hat Bernd Giesecking, wenn er Werning bescheinigt: »Ohne diesen Westfalen wäre Berlin nichts! Er schreibt wie Hemingway, nur witzig«. Was genau damit gemeint ist, ist mir schleierhaft, aber es klingt so schlüssig, dass es schon deshalb die volle Punktzahl verdient hat.

Seit Werning 1991 in Wedding Wurzeln geschlagen hat, hat er sie alle kennengelernt, die DHL-Zusteller, die Dönerbudenbetreiber, wechselnde Kneipenwirte, Schluckspechte und Kleinkriminelle, und solche, die Probleme auf hemdsärmelige Art aus der Welt schaffen. Und dabei auch schon mal Briefkästen in die Luft sprengen, wenn sich die Hausverwaltung mal wieder wochen-, monatelang nicht rührt: »Hab ich gesprengt, Bruder. Waren zu klein, Mann.« Er schnurrte zufrieden, dann fotografierte er das Trümmerfeld mit seinem Handy. ›Schick ich jetzt an die Hausverwaltung. Damit klar ist: Wir brauchen neue Briefkästen. Wegen Vandalismus.«³

Werning beweist Standfestigkeit, auch was die notorische Übellaunigkeit seiner Bezirks-Mitbewohner angeht.

³ *Wir brennen für Europa*, in: *Wedding sehen und sterben*. Berlin: Tiamat 2020.

Brenzlig wird's erst, wenn der Weddinger seine angestammte Wohlfühlzone verlassen muss, um beispielsweise bei der Verwaltung eines anderen Stadtteils vorstellig zu werden, ein Krankenhausaufenthalt unausweichlich ist oder ein Elternabend für die heranwachsenden Sprösslinge ansteht. Dann muss auch er den Realitätscheck erst einmal verdauen. Aber deshalb von hier wegziehen? Vielleicht der Kinder wegen? Niemals! Man muss sich der Härte des Lebens stellen. Auch angesichts der Tatsache, dass man auf der Straße kaum mal ›normalen‹ Menschen begegnet. Wohin er auch blickt – ›Normalos‹ sind außer Reichweite. Werning bilanziert: »So läuft das hier eben. Wirklich seltsame Leute da draußen, dachte ich. Gut, dass ich nicht allzu oft vor die Tür muss.«

Hier hat irgendwie jeder einen Tick. Hier ist normal, was andernorts gar nicht denkbar wäre: Da spaziert eine Frau mit einem Schwein an der Hundeleine in eine Grillbude, da endet eine Party mit einem riesigen Loch im Mauerwerk, ein Mann fotografiert stundenlang eine tote Ratte und verewigt sie anschließend noch in Gips ... Oder jener seltsame Patron, der regelmäßig in voller Garnisons-Kluft dem Stadtbild Farbe verleiht: »Von hinten kommt Friedrich der Große heran, wie immer in voller Montur (blauer Frack, Lockenperücke, Friedrich-der-Große-Hut). Oft schon hat es mich gejackt, ihn zu fragen, warum er so herumläuft. Aber erstens habe ich Angst davor, dass er so was sagt wie: ›Wieso? Was sollte Friedrich der Große denn Ihrer Meinung nach anziehen?‹ Und zweitens werde ich den Teufel tun und meine soziale Stellung in der Gegend gefährden, indem ich gegen die Regel Nr. 1 verstoße: Hier wird nicht gefragt. Und wenn einer wie Friedrich der Große rumlaufen will, dann läuft er eben wie Friedrich der Große rum. Was gibt's denn da zu gucken?«⁴ So etwas

⁴ *Unerwünschte Mitbewohner*, in: *Mein wunderbarer Wedding*. Berlin: Tiamat 2010.

treibt dem Autor weniger Sorgenfalten als ein Lächeln ins Gesicht. Wedding ist halt Wedding, da kann man nichts machen. Das allgemeine Chaos um ihn herum bewältigt Werning nach der Maxime: Leben und Leben lassen. Eine Haltung, die freilich beim offenen Kampf gegen Hausverwaltungsfirmen und renitente Handwerker auf eine harte Probe gestellt wird.

Werning hat sich an seinem Stadtteil abgearbeitet, vier-einhalb Bücher⁵ und rund 900 Seiten lang. Dass ihm der Stoff noch nicht ausgegangen ist, spricht für die Ereignisdichte und Verschlagenheit seiner Wahlheimat. Ganz ähnlich verschlug es den Schriftsteller Ralf Thenior vom beschaulichen westfälischen Schloss Westerwinkel in verschriene Dortmunder Problemviertel, die er seitdem als »poetischer Journalist« in Romanen und Erzählminiaturen literarisch produktiv durchstreift (»Das Submilieu ist immer da, wo ich mich selbst gerade aufhalte«, wie der Autor einmal in einem Interview bekannte). Die Plattitüde, dass das Leben die schönsten Geschichten schreibt – hier birgt sie eine tiefere Wahrheit. Es kommt halt auf den Blickwinkel an, im Falle Wernings auf die gewählte Schelmenperspektive.

Und Westfalen? Kleine Sticheleien über die drögen Westfalen werden immer mal wieder eingestreut, aber nie despektierlich. Auch diesbezüglich übt sich Werning in Toleranz. Als er zwei Gestrandete beobachtet, die wie angewurzelt an der Kneipentheke hocken, bringt er dafür Verständnis auf – er komme ja schließlich aus Westfalen, da ist so etwas »genetisch fixiert, da sitzt man gern stumm am Tresen und nippt an seinem Glas«.

Den Autor Heiko Werning gibt es nicht nur als Satiriker, der Bücher verfasst und für die *Titanic* und die *taz*

⁵ Sein Erzähldebüt bei Tiamat, *In Bed with Buddha*, besteht etwa zur einen Hälfte aus Wedding-Texten zur anderen aus Erinnerungen an Westfalen.

schreibt, es gibt ihn auch als literarisch aktiven Tierforscher und Tierschützer. Aus diesem Bereich flossen zwei Texte aus dem von ihm und Ulrike Sterblich verfassten Band *Von Okapi, Scharnierschildkröte und Schnilch*⁶ ins Lesebuch ein. Das »prekäre Bestiarium« stellt vom Aussterben bedrohte Tiere vor, deren Namen man womöglich noch nie gehört hat. Hier werden sie zu Hauptfiguren kurzer Erzählepisoden. Und auch wenn die Kernaussagen nüchtern und illusionslos sind und angesichts von Ausrotungen und Massensterben menschliche Fehlplanungen oder kapitalistischer Raffgier entlarven, lässt Werning auch hier den Lesebühnenautor aufblitzen, der seine tierischen Exoten im Stil von Homestorys vorstellt und keinen pädagogischen Zeigefinger erhebt. Humor als wirksames und vielleicht besonders effektives Mittel der Problembewältigung.

Werning zählt zu den versiertesten deutschen Reptilienfreunden und -forschern und ist Verfasser und Redakteur zahlreicher Tierbücher, die im Münsteraner Natur- und Tierverslag erscheinen. Die Suchfunktion auf der Verlagswebseite verweist auf weit über 200 Titel, die von Werning stammen oder an denen er beteiligt ist. Er reist durch die gesamte Welt, um Reptilien in freier Natur zu beobachten und zu fotografieren. In Berlin bringt er Kindern seine beschuppten Lieblinge in einer »Kinder-Uni«

⁶ Berlin: Galiani 2022. Das Buch wurde im selben Jahr als Wissensbuch des Jahres ausgezeichnet. Werning konzipierte und gründete mehrere tierkundliche Fachzeitschriften. Seit 1996 ist er verantwortlicher Redakteur von *Reptilia*, von 2000 bis 2015 leitete er *Draco*, von 2006 bis 2018 *Terraria*. Er verantwortet zudem *elaphe*, die Mitgliedszeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Herpetologie und Terrarienkunde. 2015 war er Gründungsmitglied des Vereins *Frogs and Friends* und von 2018 bis 2022 Projektleiter des Erhaltungszuchtprogramms *Citizen Conservation*. 2019 wurden dessen Geschäftsführer Björn Encke und Werning dafür von der Bundesregierung mit dem Titel *Kultur- und Kreativpiloten* ausgezeichnet.

näher. Dass die Verbindungsfäden zu seiner Heimatstadt Münster nie abrissen, zeigt auch das gemeinsam mit Adam Riese für Kinder verfasste Buch *Entdecke Münster* mit Streifzügen durch die Geschichte der Stadt, bei denen sie von der Eule Xabi begleitet werden. Eine Stippvisite führt zu seltenen Tieren im Allwetterzoo – und da ist Werning natürlich ganz in seinem Element.

Der Herausgeber dieses Lesebuchs bekennt offen: Es war ein durchaus schwieriges Unterfangen, aus den vorliegenden etwa 200 Glossen Wernings eine Auswahl zu treffen. Um es geradeheraus zu sagen: ich fand sie alle, ausnahmslos alle, eines Abdrucks würdig. Was schon Klaus Bittermann erkannte, in dessen Tiamat Verlag Werning ein festes Standbein hat. Der Umstand, dass auch Hans Zippert, Wiglaf Droste, Bernd Giesecking und Fritz Eckenga Tiamat-Hausautoren sind hat zu einer erstaunlichen westfälischen Satiriker-Dichter am Standort Berlin geführt. Der Verlag hätte dafür eigentlich einen Entwicklungshilfepreis verdient.

Textnachweise

Zoodirektor, Einzug, Frühstück mit Mutter aus *In Bed with Buddha. Ein episodischer Entwicklungsroman*. Berlin: Tiamat 2007 – *Durch den kommenden In-Bezirk, Unerwünschte Mitbewohner, Der erste Elternabend, Wedding am Ende* aus *Mein wunderbarer Wedding. Geschichten aus dem Prekariat*. Ebd. 2010 – *Fenster putzen, Walpurgisnacht, Schnupperschule, Den Sumpf trockenlegen, Beim nächsten Mal nehme ich aber eine in Rosarot, Die Zeiten ändern sich* aus *Im wilden Wedding. Zwischen Ghetto und Gentrifizierung. Geschichten*. Ebd. 2014 – *Zettelwirtschaft, Um die Breite einer Nuss, Sie hat mir was in die Haare gemacht, Ich bin Berliner, holt mich hier raus!, Gift und Galle* aus *Vom Wedding verweht*. Ebd. 2017 – *Kobolde der Finsternis, 1 Block, verschiedene Welten, Das Loch in der Wand, Den Lifestyle chillen, Das Hohelied der Liebe, Techniker-Tracking, Halali, Wir brennen für Europa, Vorsicht, lebende Tiere!, Das Portmonee, Willkommen im Wedding!* aus *Wedding sehen und sterben. Geschichten aus dem Bermuda-Dreieck Berlins*. Ebd. 2020 – *Alfreds Prachtgurami, Der Amerikanische Totengräber* aus *Von Okapi, Scharnierschildkröte und Schnilch. Ein prekäres Bestiarium*. Berlin: Galiani 2022.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwiza (Bd. 69) ■ Peter Florenz

Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Bröcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Ulrich Straeter (Bd. 119) ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120) ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■ Theodor Althaus (Bd. 122) ■ Marion Gay (Bd. 123) ■ Erik Reger (Bd. 124) ■ Thorsten Trelenberg (Bd. 125) ■ Herbert Berger (Bd. 126) ■ Horst Dieter Gölzenleuchter (Bd. 127) ■ Dieter Treeck (Bd. 128) ■ Erwin Grosche (Bd. 130) ■ Philipp Wiebe (Bd. 131) ■ Jürgen Wiersch (Bd. 132) ■ Martin Becker (Bd. 133) ■ Fritz Eckenga (Bd. 134) ■ Walter Höher (Bd. 135) ■ Rolf Schönlau (Bd. 136) ■ Ursula Maria Wartmann (Bd. 137) ■ Siegfried August Von Goué (Bd. 138) ■ Klaus-Peter Wolf (Bd. 139) ■ Hans Georg Bulla (Bd. 140) ■ Herbert Somplatzki (Bd. 141) ■ Heinz-Albert Heindricks (Bd. 142).



Kontakt gem. GPSR